**Zeitschrift:** Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
**Band:** - (1850)

**Artikel:** Vermischte Geschichten
**Autor:** [s.n.]
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-655442

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 02.10.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

## Des hinkenden Boten Neujahresgruß.

Das Rad ist wieder um und um,
Und dieß ist grad und jenes krumm;
Wer wollte auch es jedem treffen!
Die Katze miaut, die Hunde kläffen,
Der Ochse brummt, der Haushahn kräht,
Das Mädchen spinnt, der Mäder mäht.
Der Eine klatschet in die Hände
Und spricht: sie thun die Pflicht behende.
Der Andre zuckt die Achsel, ruft: verdammt!
Der Kuckuk hol euch allesammt!
Und dennoch wag ich's, liebe Leute,
Und hinke, wie vordem euch heute
Mit meiner alten Botentasche,
Und was ich rechts und links erhasche,
Das bring' ich Euch mit heiterm Sinn,
Weil ich der alte Bote bin.
Ich weiß, ich hab' ein lahmes Bein,
Drum will ich auch nicht besser sein,
Als mich der liebe Gott gemacht,
Da er mich auf die Welt gebracht.
So nehmt mich denn, so wie ich bin,
Und blickt so streng nicht auf mich hin.
Mein Kleid ist abgeschabt und alt,
Doch drunter ist's nicht steif und kalt,
Im Busen schlägt ein warmes Herz,
Für Recht und Tugend, Leid und Schmerz.
Der Schuft im goldverbrämten Rock,
Der fürchte meinen Knotenstock;
Das schwache Kind drück' ich mit Lust
An meine alte, warme Brust.
Und du, vor allem, Vaterland!
Sei mir gegrüßt mit Herz und Hand;
Sei glücklich unter heiterm Himmel,
Hier mitten in dem Weltgetümmel.

E

Die Wund' an der du hast gelitten,
Hast schnell und scharf du ausgeschnitten.
In Staub und Dunst lagst du darnieder,
In Glanz erhebst du jung dich wieder.
Ringsum ertönen die Kanonen
Der Völker und der Königskronen.
Sie zeichnen blutig ihre Bahn
Und lehren's: scheußlich ist der Wahn.
Du aber hörst nur Freudenschüsse,
Der frohen Freiheit Hochgenüsse.
Dort außen lodert dumpfer Brand
Und Mordgeschrei geht durch das Land.
Bei uns, da flackern Freudenfeuer,
Der Einheit Bund, der ist uns theuer.
Dort außen ist ein trübes Ringen,
Gewalt will das Gesetz bezwingen.
Bei uns ist Ruh, der Ordnung Kraft,
Die neue Eidgenossenschaft.
Und ist nun gleich das alte Bern
Der Eidgenossen neuer Stern,
Die hohe Bundesstadt geworden,
So häng' ich drum doch keinen Orden
An meinen alten schlichten Rock,
Und tausch nicht meinen Knotenstock.
Stolz ist die theure Vaterstadt,
Daß sie der Brüder Stimmen hat;
Doch überhebt sie drum sich nicht,
Sie bleibt bescheiden, übt die Pflicht,
Ist nicht an Glanz und Prunk und Wahn,
Doch stets in Treu und Kraft voran.
Und so, wie all's auch sich gestalte,
Bleibt auch der Bote stets der alte.
Drum hink' ich mit dem Stelzenfuß
Durch's Land und biete frohen Gruß
Den lieben Leuten jung und alt,
Und reich und arm und warm und kalt.
Ich möcht' so gerne Allen, Allen,
Mit meinem neuen Kram gefallen.
Drum kommt, ihr Leute, hört mich an,
Und was die Väter stets gethan,
Das thut nun freudig auch mit mir.
Schaut hin auf Den, der für und für
Uns gnädig hielt in seiner Hut
Und wachte über uns so gut.
Vor ihm, dem Schöpfer aller Welt,
Dem Herrscher über'm Sternenzelt,
Soll sich der Mensch in Demuth beugen,
Soll Liebe ihm und Dank bezeugen.
Der Herr beglücke jeden Stand!
Gott segne unser Vaterland!

---

## Etwas vom Kalender.

Der Name Kalender kömmt von einem griechischen Worte, welches ausrufen heißt; weil man ehemals, bevor man geschriebene Kalender hatte, die Tage am ersten Monatstag öffentlich ausrufen ließ. Das erste Volk, welches die Zeit in Jahre und Monate eintheilte, war wahrscheinlich das Volk der Phönicier oder Philister, wie es in der Bibel heißt. Von diesen nahmen die Egypter und von diesen die Griechen diese Zeiteintheilung an. Der Kalender der ältesten Völker konnte aber nur sehr unvollständig sein. Den Lauf der Sonne brachten zuerst die Griechen mit dem des Mondes in Verbindung; sie rechneten 12½ Umdrehung des Mondes um die Erde auf ein Sonnenjahr. Der griechische Kalender wurde von den Römern in etwas verändert, und auf Befehl des Julius Cäsar, der etwa 50 Jahre vor Christi Geburt in Rom den Meister spielte, verbessert. Dieser sogenannte Julianische Kalender wurde nun allgemein. Aber da in demselben noch eine kleine Ungenauigkeit herrschte, so war diese im Laufe der Jahrhunderte zu

einem Irrthum von 13 Tagen herangewachsen. Der Papst Gregor XIII. trug einer Anzahl Gelehrter auf, diesem Uebelstand abzuhelfen und den Kalender zu berichtigen. Dieß geschah und 1582 wurde nun dieser neue Kalender, unter dem Namen des Gregorianischen öffentlich eingeführt. Dieß ist nun unser Kalender. Nur die Russen haben noch den alten Julianischen, weßwegen sie in der Zeitrechnung uns immer um 13 Tage zurück sind.

Nützlich für die Ordnung im menschlichen Leben, namentlich für die Haushaltungen, sind diejenigen gedruckten Kalender, worin das Jahr in Monate, Wochen und Tage eingetheilt ist, worin die Festtage bemerkt sind und gewöhnlich auch der Mondwechsel, die Zeit des Auf- und Untergangs der Sonne, der Stand der Sonne, des Mondes und der Planeten, die Sonnen- und Mondfinsternisse und noch manche andern Merkwürdigkeiten sich angegeben finden. Die ersten Kalender von dieser Art waren nicht für ein Jahr allein, sondern auf mehrere Jahre eingerichtet. Die im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert noch herrschende Astrologie oder Sterndeuterei gab Veranlassung, daß die Kalendermacher auch viele Wahrsagungen der Sterndeuter in ihre Kalender aufnahmen, die sie oft mit in Holz geschnittenen Zeichnungen anschaulich machten. Die ältesten Kalender, welche man jetzt noch aufweisen kann, sind aus den letzten Jahren des fünfzehnten Jahrhunderts.

Bald wurde auch das lächerliche Aderlaßmännchen mit in den Kalender aufgenommen, ist aber schon längst wieder aus demselben verschwunden und hat vernünftigern Dingen Platz gemacht. Die Jahrmärkte kamen in der letzten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts hinein und werden ohne Zweifel ihren Platz behaupten, so lange es noch Jahrmärkte giebt. Ferner findet man heutiges Tages noch mancherlei Geschichten, ökonomische und andere gemeinnützige Belehrungen darin. Dagegen werden nun aus den bessern Kalendern alle eiteln Sterndeutereien, Prophezeiungen und abergläubische Schnurrpfeifereien aller Art, welche aus einer finstern Zeit herrühren und nicht mehr in unser aufgeklärtes Jahrhundert passen, mehr und mehr weggelassen.

## Die sechs Wörtchen.

Sechs Wörtchen helfen mir, durch's Leben Tag für Tag;
Ich soll, ich muß, ich kann, ich will, ich darf, ich mag.

Ich soll, was mir der Herr tief in das Herz geschrieben,
Ihn wohl vor Allem aus, und dann den Nächsten lieben.

Ich muß im Leben gehn durch viele Noth und Plag,
Und tragen meine Last mit Muth wohl Tag um Tag.

Zuweilen kann ich dann, was in der Brust mir glüh't
Vollbringen, oder kann vermeiden, was mich müht.

Ich will, das ist, was stets mir Kopf und Herz erfüllt,
Was mich belebt, bewegt, auch oft in Sorgen hüllt.

Ich darf, o Seligkeit, zur That wird jetzt mein Willen,
Mit Hast und Lust werd' ich nun meine Sehnsucht stillen.

Und was ich will und kann und darf, das mag ich auch,
Und so gehts immerfort, geht bis zum letzten Hauch.

## Wie der Teufel die Trinker holen will.

Um zehn Uhr, 's war schon finstre Nacht,
Kam Hans die Straß' heraufgezogen;
Ein Stündchen wohl hatt' er verbracht,
Beim Glase schnell war's hingeflogen,
Doch spuckt's ihm keck noch im Gehirn,
Schwank war der Gang und roth die Stirn.
Und wie er um die Ecke bog
Und Zick-Zack vor den Kirchhof zog
Mit halblaut brummendem Gemunkel,
Da stand in schreckhaft schaur'gem Dunkel
Der Stundenrufer vor ihm da,
Der ebenfalls nicht deutlich sah.
Im Schnappse sucht' er Muth und Stärke
Zum langen, bangen Wächterwerke.
Erschrocken Beide stille stehn,
Und denken bang: „Was muß ich seh'n?
„Hier vor der Kirchhofthür geht's um,
„Der Teufel ist's, ich bin nicht dumm."
Und jeder zittert, schlottert, bebt
Und denkt: jetzt hab' ich ausgelebt.
Er will mich alten Säufer holen,
Und bettet mir auf glühenden Kohlen!
Und was sie längst nicht mehr gethan,
Ein jeder fängt zu beten an.
So stehen sie wohl Stund um Stund,
Auf kaltem Boden, feuchtem Grund
Und kommen nach und nach zu Sinnen;
Doch werden sie des Trug's nicht innen.
Da kömmt wohl glänzend hell und voll
Der Mond hervor, wächst Zoll für Zoll
Und steht am Himmel leuchtend da.
Als Einer nun den Andern sah,
Was thaten sie? — Sie schämten sich.
Geh' heim, sprach Benz, und hüte dich
Der Frau etwas davon zu sagen.
Gebt Acht! die Glock' hat Eins geschlagen.

## E Pfarrer cha no mängs lehre.

Ein Pfarrer der zu einem Kranken berufen war und eben durch ein einsames Seitenthal seiner weitausgedehnten Gemeinde sinnend hingieng, hörte, wie er einer ärmlichen Hütte nahete, ein jämmerliches Geschrei daraus hervordringen. Er trat ein und fand einen Mann, den er für den Hausvater erkannte, einen Knaben mit einem Stocke fürchterlich abprügeln. Dieser schrie aus vollem Halse, und drei andere Kinder, welche unter dem Tische waren, brüllten aus Leibeskräften mit. Ei, ei! rief der erschrockene Pfarrer, Nachbar X.. was giebt's denn da? — „Ich schlage meine Kinder ab, Wohlehrwürdiger Herr Pfarrer," antwortete der erzürnte Hausvater, „und dazu habe ich, wie ich glaube, das Recht." „Ja, sprach der Geistliche, da müssen sie doch wohl etwas Schreckliches begangen haben." „O nein!" entgegnete der Nachbar, „das eben nicht, aber die Lumpenkinder verachten mich, und ich will sie lehren mich lieb haben!"

Ephes. VI, 4. Ihr Väter, reizet eure Kinder nicht zum Zorn; sondern ziehet sie auf in der Zucht und Vermahnung zum Herrn.

Armer Vater, schlage zu,
Bringst dich selbst um Fried' und Ruh'.
Armer Vater, schlage drein,
Machst die Kinder gräulich schrei'n,
Treibst die Liebe aus dem Haus,
Schlägst die Offenheit hinaus;
Willst du ihre Leiber quälen,
Schlägst du auch die armen Seelen,
Schlägst sie nieder, daß sie heucheln,

Daß sie vorwärts niedrig schmeicheln,
Spotten hinter deinem Rücken,
Zitternd stehn vor deinen Blicken,
Daß sie frech und schamlos lügen,
Und dich ungescheut betrügen.
Liebe läßt sich nicht erzwingen,
Nicht durch rohe Kraft erringen.
Liebe ist des Herzens Lust,
Sie kömmt nur aus freier Brust.
Armer Vater, schlage nicht;
Zeig ein freundlich Angesicht;
Geh' mit Langmuth stets voran,
Und hat übel Ein's gethan,
Zeig mit Liebe ihm den Weg,
Wie es sich wohl bessern mög'.
So hat bald die Lieb' errungen,
Was der Strenge nie gelungen.

## Die Zeugen.

Zu Lalenburg stand der Bauer Veit mit dem Gesellen Kunz vor dem Richter und klagte: Hochwohlweiser, gnädiger Herr Richter (denn in Lalenburg gelten die Titulaturen noch etwas) dieser besagter Geselle, bei Schneidermeister Zwilch, hat mir einen Ziegenbock gestohlen, den er auf dem Merligenmarkt für schwer Geld verkauft hat.

Richter. Nun, Inkulpat (d. h. Angeklagter), was sagt er dazu?

Geselle. Ich sage, daß es nicht wahr ist.

Richter. Und Ihr, Kläger, was habt Ihr für eine Replik zu machen?

Bauer. Ich will's mit zwei Zeugen beweisen, die es gesehen haben.

Richter. Ja, das ist bedenklich, nun Schneidergeselle, hat er auch eine Duplik darauf?

Geselle. Freilich, Hochwohlweiser Herr Richter, ich will zehn Zeugen aufstellen, die eidlich erhärten wollen, daß sie es nicht gesehen haben.

Richter. Wohl, wohl, wenn das sich so verhält, so ist die Mehrzahl auf seiner Seite. Er hat Recht. Der Bauer Veit wird in die Kosten verfällt. Macht mit dem Inkulpaten ab, und zahlt als Verleumder die Busse. Und damit Punktum!

Das ist in Lalenburg geschehn;
Die mir's erzählt, die haben's gesehn,
Die es gesehn, die haben's gehört,
Und haben kein Wörtlein dran verkehrt.

Ich fragte sie nun, wo Lalenburg sei?
Da wollten sie mit der Sprach nicht herbei;
Sie munkelten dieß und munkelten das,
Und meinten, es sei denn eben nur Spaß.

Und wär's nur Spaß, so wär's mir recht,
Doch gleicht's dem Ernste gar nicht schlecht,
Und 's däucht mich oft so, ich bilde mir ein,
'S möcht Lalenburg nah' bei der Hauptstadt sein.

## Aus dem Hochzeitbüchlein.

(Fortsetzung.)

Hast du nun ernstlich so gefragt, hat dein Herz und Verstand, haben deine Aeltern, hat der liebe Gott Ja dazu gesagt, dann fahr du in Gottes Namen frisch und fröhlich zu, und kümmre dich weiter nicht darum, was Andere sagen. — Denn das ist wahr, sobald zwei miteinander versprochen sind, und die Gwundernasen haben das ausgespürt, wie der Hund den Hasen im Lager, so sind alle Klappermäuler los, und es geht an ein Rätschen und Tätschen, und Räsoniren und Maulen, und Lügen und Verlästern, daß ein Elend ist. Das ist aber nichts Neues, sondern zu allen Zeiten so gewesen. Der

Luther schreibt auch davon auf seine Weis: „Es ist wider Gott und Recht, daß man sollte schlechtem Argwohn und bösem Dunken, oder auch bösen Mäulern, so eine Dirne*) heimlich verläumden, folgen. Der leidige Teufel hat durch solches arge Dunken und böse Mäuler manche feine Ehe verhindert, oder wo er sie nicht verhindern konnte, mit Argwohn auf's allerhöchste verbittert und verderbet. Wider dieß lästerlich Teufelswerk sollt du also thun. Wenn einer zu dir kommt, und dir anzeigt von deiner Braut oder Weib, sie sei nicht rein: giebt große Dinge vor wie er's gesehen, gehört hab', und alles gewiß sei: so ergreif ihn also und sprich: willst du das gestehen und öffentlich vor Gericht; wenn ich sie verklage, bekennen und bezeugen? Weigert er sich dessen, giebt vor, er wolle dich nur in geheim und treulich warnen, so glaub fest und zweifle nicht, daß ihn der leidige Teufel zu dir geführt hab, und lügt als ein Bube und Narr. Darum so sprich zu ihm, daß er sein Maul, welches er in's Teufels Namen aufgethan hab, in Gottes Namen zuhalte. Willst du ihm aber glauben, wohlan so hab deinen Lohn davon, daß du keine Ruhe habest ewiglich in deinem Ehestand und Verlöbniß." Er sagt noch viel mehr, hier anzuführen nicht Noth. — Aber, daß solche Aufweisung, Ohrenblaserei und Zutragen der heimtückischen Lästermäuler auch in der bestehenden Ehe Streit und Unheil anrichten, weiß ich aus mancher Erfahrung. Ich wollte darum über jede Hausthür schreiben die Worte des Apostels: Gebet nicht Raum dem Lästerer*)!

Und hast du durch Gottes Gnade glücklich dein Theil gefunden, bist ungetrübt durch Klapperwerk und Verläumdung durchgedrungen, und mit Gott eine Braut, ein Bräutigam geworden, dann rüste dich auch mit Gott auf den ernsten Tag, wo du durch den Pfarrer im Hause Gottes und im Namen Gottes dich willst in den heiligen Ehestand einführen lassen. Denk, daß an diesem Tag gar viel hanget: daß es mit diesem einzigen Tag nicht gemacht ist, sondern daß hundert und tausend andere daran hangen, die glücklich oder unglücklich werden können. Und darum rüste dich diesen Tag ernsthaft und fromm mit Gebet und Flehen zu heiligen.

So thun die, so von Gott zusammengefügt werden; so must auch du thun, wenn deine Ehe Gottes Werk und unter seinem Segen sein soll!

Und nun ist bald errathen, welche Gott nicht zusammengefügt hat. Aber schau mir jetzt nicht im Dorf herum, und maße dir das Richteramt an, und sag: Der Hans und sein Bäbi sind nicht in Gottes Namen beisammen, und der Benz und sein Elsi auch nicht. Vielmehr „prüfe du dein eigen Werk, auf daß du Ruhm an dir selber habest." (Gal. VI.) Siehe du zu was du selber machest, daß du dir nicht Jammer und Elend bereitest.

Das sollst du vorerst wissen, daß was in Sünden zusammenkömmt, nicht von Gott zusammengebracht ist, denn Gott ist nicht Ursach der Sünd, und hasset die Sünder.

*) Dirne hieß ehemals jedes unverehelichte Mädchen. Die schlechte Bedeutung, die es jetzt hat, kam später auf; vielleicht weil die ledigen Mädchen anfiengen liederlich zu werden, und den Kranz verloren, ehe sie Bräute waren. (Der Bote.)

*) Lästerer, eigentlich Teufel, wie unsere Uebersetzung auch sagt. Und dieses Lästern ist allerdings Teufelswerk, wie Luther sagt. Wenn's nur alle glaubten! (Der Bote.)

Wenn ehedem eine Braut ihre Unschuld verloren hatte, so durfte sie keinen Kranz tragen am Hochzeit; ja es ward wohl im Eherodel eingeschrieben, und kam das erste Kind zu früh, so mußten die Eheleute vor Chorgericht, und erhielten da einen scharfen Verweis, wenn sie nicht gar gebüßt wurden. Und jetzt? Die Braut trägt einen Kranz von dürren Blumen, wenn schon es von ihr heißt: „Ihr Aussehen zeuget wider sie.“ Selten kommt eine mehr zur Copulation, deren Kranz nicht verscherzt, deren Unschuld nicht schon verdorret ist! Hat Gottes Name und Wort diese auch zusammengebracht? Wie oft kommen so zwei Menschen zusammen, die sich eigentlich nichts nachfragen, und nur darum sich heurathen wollen, weil ihre Sünde Frucht getragen hat? Wie oft treten sie vor die Gemeinde: wenn ihr mir so und so viel Ehesteuer gebt, so will ich das Meitli heurathen, sonst nicht! Und die Gemeinds-Männer denken: es ist der Gemeinde besser gehauset, wenn wir dem Mensch etwas in den Schurz werfen, als daß wir Mutter und Kind, und bald vielleicht noch mehrere, behalten müssen. Denn an den Burschen ist sich nicht zu erholen. Die gehen weiter, und zeigen sich nicht. So zahlen sie der Dirne den Lohn der Unzucht mit zwanzig, dreißig und mehr Kronen, und stiften eine Ehe! — Hat Gott die auch zusammengefügt?

„Man findet solche,“ sagt Luther, „die zur Ehe greifen, und Väter oder Mütter werden, ehe sie selbst beten können, oder wissen, was Gottes Gebot sind.“ Wie oft als ich noch den Sigristendienst versah, sagte der Herr Pfarrer nach einer Copulation: „Das sind leider Gott aber zwei, die man lieber von einander hätte jagen, als zusammengeben sollen! Junge Laffen; haben allerwelt nichts, als was sie auf dem Leibe tragen, zum Theil für diese Stunde entlehnt haben, oder dem Krämer noch schuldig sind. Da wird nichts draus, als ein Bettelhaufen. Die hat nur der Leichtsinn, nicht Gott zusammengeführt.“

Und, wer es so recht betrachtet, wie und mit was für Sinnen und Gedanken so viele sich in den Ehestand begeben; welche leichtfertige, schändliche, unzüchtige Reden das junge Volk oft führt; wie die Bursche nächtlicher Weile herumschwärmen und alle Meitli-Kammern ausschnausen, ehe sie Ernst machen; wie die Meitli diesen heimlichen Nachtkauzen Thür und Thor offen lassen; in der Finsterniß der Nacht mit ihnen leben; sich selber in Versuchung führen, alldieweil sie zu Gott beten im Vater-Unser: „und führ uns nicht in Versuchung;“ und wie sie gerade das Böseste herbeirufen, und doch beten: „erlös uns von dem Bösen;“ daß ich's kurz zusammenfasse: wer betrachtet, wie so gar leichtsinnig viele zur Ehe sich bereiten, der muß bekennen, daß gewiß viele nicht von Gott zusammengefügt sind, daß man darum leider in mancher Ehe den lieben Gott vergeblich sucht, aber dafür den Eheteufel Asmodi in allen Ecken findet! — Willst du den nicht haben, so siehe bei Zeiten zu, daß du Gott gewinnest.

(Fortsetzung.)

## Der gefährliche Fund.

Letzthin, wann und wo braucht der Bote nicht zu sagen, wenn er's schon wohl weiß, wurde ein Roßdieb durch die Polizei eingebracht, der ein sehr schönes Reitpferd ritt und in scharfem Trab den Weitern suchte.

Nachdem der Richter den verdächtigen Reiter nach Namen und Stand gefragt hatte, fuhr er in seinem Verhöre fort:

Frage. Ist das Pferd Euer?

Antwort. Bewahre! nein, es gehört nicht mein.

Fr. Wer ist denn der Eigenthümer davon?

Antw. Ja, der ist mir unbekannt.

Fr. Wie seid Ihr denn zu diesem schönen Pferd gekommen?

Antw. Das weiß ich wirklich selbst nicht.

Fr. Nicht Ausflüchte gebraucht; kurz und gut Ihr habt's gestohlen!

Antw. Ei mein Gott, nein, Herr Regierungsstatthalter. Sehn Sie, ich will Ihnen die volle Wahrheit sagen. Ich gieng vor dem Wirthshaus zu N. vorüber, und da hab' ich denn diesen Zaum gefunden, und mitgenommen, und da ist das Pferd nachgekommen. Was kann ich dafür?

Wenn du einst vor dem ewigen Richter stehst,
Und zitternd ihn um Erbarmen flehst,
Dann sprich nicht: was kann ich dafür?
Die Schuld, die schwere, lastet auf dir.
Der Richter mit ernstem gerechtem Blick
Durchschaut dich und weiset dich zurück.
Drum hüt' dich, gieb bösen Gedanken nicht Raum,
Und find'st du am Wege einen Zaum,
So laß ihn, mags auch dich treiben und drängen,
Es möchte sonst wohl auch ein Gaul dran hängen.

## Kriegsregel.

Einen greif an, vor Zweien steh,
Dreien weich aus, und vor Vieren
schäme dich nicht zu fliehen.

## Recht und Gericht.

Mit Recht und Gericht erhält man Land und Leute,
Wenn Jeder sich Unrecht zu üben scheute,
So brauchten wir den Richter nicht,
Und überflüssig wär' Recht und Gericht.

## Das wahre Gut.

Was willst du dich um das so eifrig mühen,
Was Motten, Rost und Schimmel dir entziehen?
Was willst du auf dem Weg des Lebens das verlieren,
Was dich alleine kann in deine Heimath führen?

## Das Wetter.

Als man einem Kalendermacher darüber Vorwürfe machte, daß seine Wetteranzeigen im Kalender selten eintreffen, antwortete er: „Ich habe zwar den Kalender geschrieben, das läugne ich nicht; aber Gott macht das Wetter wie er will.“

## Kleiderpracht.

Zu einem Kleidernarr, der liebte Putz und Pracht,
Sprach einst ein weiser Mann: Bald kömmt die Todesnacht,
Da wird der Motten Schwarm die Kleider dir verheeren,
Da wird den armen Leib, der Würmer Heer verzehren.

## Uebel Haushalten.

Viel brauchen hat eine Stiefmutter, die heißt: Viel borgen; die hat eine Tochter, heißet: Verkauf hurtig; die hat eine

Schwester, mit Namen: Gibs wohlfeil, und einen Bruder, der heißt: Zum Thor hinaus.

## Hans läßt sich einen Zahn ausziehen.

Hans hatte Zahnweh und konnte nicht arbeiten; nun das hätte ihn eben nicht am meisten bekümmert, denn er war Knecht bei dem reichen häbigen Bauer zu Gytigen, wo ihm in gesunden Tagen die Arbeit nicht fehlte. Aber Hans konnte auch nicht essen, das war nun schon kitzliger, und was das ärgste war, am folgenden Tag war Tanzsonntag, wo alle Knechtleni der ganzen Umgegend ihre neuen Sonntaghosen zeigen und ihre Nägelschuh probieren und einem Mädchen eine Halbe zahlen wollten. Das wurmte unsern Hans, und er konnte den Gedanken nicht ertragen, daß er allein zu Hause bleiben sollte, denn wegen seiner wollte weder der Wirth noch der Regierungsstatthalter den Tanzsonntag um acht Tage hinaussetzen. Was war zu machen? Hans war bald entschlossen. Er gieng zum Scherer, der zu Aechziwyl wohnte, und gar ein überaus berühmter war. Der Meister war eben nicht zu Hause, aber der Lehrling meinte, er könne das auch, „är heig scho mänge dere tüüggelers Hüng uusgschrisse!“ Gesagt, gethan. Hans sitzt hin, und der Lehrjunge reißt aus. Aber, o weh! wie brüllt Hans. Es ist aber auch kein Wunder, denn der geschickte Zahnarzt hat ihm mit dem kranken noch zwei gesunde Zähne glücklich herausgebracht. Wie Hans dieß sieht, fängt erst das Lamento recht an. Er versteht nicht Spaß, der Schmerz treibt ihm das Wasser in die Augen, und der Aerger Flüche in den Mund. Der Lehrjung tröstet, besänftigt; aber alles umsonst. Hans wird immer heftiger, er schreit, und wimmert, läuft wie rasend im Zimmer herum und droht. Da hieß ihn mit bedeutendem Blicke der angehende Zahnkünstler schweigen indem er ihm sagte: „Hans, schwyg, u thu nit sövli lätz, we's d'Meisterfrau g'hört, u chunt cho luege, was 's gä heig, so macht si dil bim Hung für all drei z' zahle.“ Dieser Trostspruch wirkte, Hans bezahlte lieber einen ausgerissenen Zahn als drei. Er hielt sich den Mund zu, bezahlte und lief heim, mit geheimer Freude den Scherer um das Geld für zwei Zähne geprellt zu haben. Ob er aber morndrisch getanzt habe, hat der Bote nicht erfahren können.

## Der vorsichtige Soldat.

Bei dem letzten Kriege glaubte Herr R... Spezereihändler in X... er müsse seine Vaterlandsliebe auch mit etwas mehr, als mit Worten zeigen. Er ließ sich daher als Freiwilliger einschreiben, nahm die Büchse auf die Achsel und zog in Gottes Namen, mit zitterndem Herzen der Trommel nach. Aber siehe, was mußte er erleben! Es kam zum Gefecht, und er, das hätte er nie geglaubt, er stand mitten in der Reihe der tapfern Vaterlandsvertheidiger. Und was that er? was sollte er thun? Drauslaufen konnt er nicht, das verbot ihm die Ehre, und der Schnurrbart von Feldwebel, der nicht ferne von ihm stand, und wie es ihn däuchte, mitunter ein Aug auf ihn hatte. Er ergab sich in sein Schicksal; er wurde tapfer, lud sein Gewehr, wie die andern und drückte los. Auf einmal fuhr ihn der Feldwebel an und sprach: He! Freiwilliger, Sie drücken immer los und doch knallt's nie, was zum Guckguck giebt denn das! Mit diesen Worten nimmt er ihm

die Flinte ab, und untersucht sie. Bald ist der Grund entdeckt, warum nur die Kapsel zerknallte, und kein Schuß losgieng, denn der neugebackene Kriegsheld, der nicht gewußt hatte, daß man die Patronen öffnen müsse, hatte sie ganz in den Lauf gestoßen und mit dem Ladstock fest zusammengestampft. Nun nahm der Feldwebel eine Nadel, und zerstach das Papier durch's Zündloch herein, und gab nun das Gewehr dem Herrn Spezereihändler zurück. Dieser legt sein Zündhütchen auf und drückt ab. Da geht der Schuß los, aber ein so gewaltiger Schuß, daß der Held einige Schritte zurückfährt und vor Schreck das Gewehr fallen läßt. Ein nebenstehender Waffenbruder will nun die Flinte aufnehmen, aber da schreit der erschrockene Paketliheld: „um Gotteswillen, Bruder, laß sie liegen, sie geht noch sechsmal los, denn es waren sieben Patronen drinnen."

## Wie kömmt man durch die Welt?

Wer hübsch flattirt und nur scharwenzelt,
Wer fröhlich singt, und trinkt und tänzelt,
Der ist ein vielbeliebter Mann.
Wer aber ernst die Wahrheit predigt,
Und treu sich seiner Pflicht entledigt,
Den ficht ein jeder Lumpe an.

## Verstand und Unverstand.

Viel Verstand ist nicht dein Glück,
Trübt dir deinen heitern Blick,
Läßt zum Voraus dich Gefahren,
Schaden, Schmerz und Leid gewahren.
So spricht keck der Unverstand. —
Viel Verstand ist doch dein Glück,
Hellet auf den trüben Blick,
Läßt zum Heil dich die Gefahren,
Die dir drohen, früh gewahren.
So spricht aber der Verstand.

## Naturgeschichte der einheimischen Vögel.

(Fortsetzung.)

Wir fangen die Geschichte der einzelnen Vögel mit den Raubvögeln an. Sie haben alle einen kurzen, aber starken, Schnabel, vorne mit einem scharfen Hacken, zum Zerreißen ihres Raubes; kurze, starke Füße mit scharfen gekrümmten Nägeln (Krallen) zum Anpacken des Raubes, ein sehr gutes, scharfes Gesicht, und starke Flügel. Sie fliegen sehr hoch, bewegen dann die Flügel nur wenig, und scheinen in der Luft nur so zu schwimmen. — Wir haben derselben viele Arten, von denen ich nur die merkwürdigsten hier anführe.

Der Lammergeier steht billig voran. Mit ausgebreiteten Flügeln mißt er wohl 6 bis 8 Schuh, und ist im Stande ein jähriges Lamm wegzutragen. Sein Schnabel hat oben am Hacken eine merkliche Erhöhung, und unten am Kinn hängt ein Bart, wie von Pferdehaar, und dieser Schnabel unterscheidet ihn vom Adler. Jung ist er ganz schwarzbraun, erwachsen ist Kopf, Hals und Brust gelb, der Rücken und die Flügel grau, die Schäfte der Federn weißlich. — Dieser gewaltige Vogel ist ein gefährlicher Feind für alle Thiere die in den Bergen leben, wo er wohnt, doch frißt er auch Aas (todte faulende Thiere).

Der Adler, Steinadler, auch Goldadler; die Gelehrten disputiren noch ob das zweierlei Vögel sind, oder nur im Alter verschieden. Er ist nicht viel kleiner als der Lammergeier, sein Schnabel hat aber keine solche Erhebung wie jener und keinen Bart;

seine Füße sind stark, die Krallen fast stärker als an jenem und die Nägel schön gekrümmt. Er ist ganz schwarzbraun und hat gelbe Füße. Er lebt von lebendigem Raube, und wohnt in Bergen, Felsen und großen Waldungen.

Der Flußadler, wohl auch Fischadler genannt, lebt an Seen und Flüssen, und nährt sich meist von Fischen, fängt aber auch Enten und andere Wasservögel. Er ist dunkelbraun am Oberleib, und weiß am Unterleib. Ist aber nicht häufig, und bedeutend kleiner als der vorige.

Der Weih, Haweih, Gabelweih, ein schöner gelblichter Vogel, der sich durch seine schmalen, langen Flügel, und seinen gabelförmig getheilten Schwanz auszeichnet. Er fängt vorzüglich Mäuse, Frösche, Blindschleichen u. dgl., hat wenig Muth und flieht vor andern Raubvögeln. Er schadet viel weniger als er nützt. So hat's auch

Der Moosbutz, Mooswei h, Hühnliweih, der wohl unser gemeinste Raubvogel neben dem Habch ist und überall vorkommt. Er ist ein dunkel schwarzbraun gefärbter Vogel, wo nicht zwei einander ganz gleich gefiedert sind. Auch er lebt meist von Feldmäusen, Blindschleichen, Eidexen und dergleichen, fliegt zwar schön aber langsam und ist für andere nicht gefährlich

Der Habicht, Habch, ist ein ganz anderer Kerl. Er ist zwar überall, aber nicht von jedermann recht gekannt, weil er in der Jugend ganz anders aussieht, als nach dem dritten Jahre. Jung ist er braun, am Unterleibe heller, und die dunklern Striche gehn der Länge nach herab. Erwachsen ist er dunkelgrau am Oberleib, und weiß am Unterleib, und mit vielen dunkeln Flecken, die alle quer über liegen, bezeichnet. Er ist ein gefährlicher, frecher Feind für andere Vögel, er verfolgt die Spatzen bis unter das Dach, die Tauben bis in den Schlag, und ist's ihm gerathen eine zu erwischen, so kommt er sicher nach drei, vier Tagen wieder. Er ist halt ein Erzschelm, den man todtschießen — „nein, e b'hütis! das wär gegen die Humanität!" — den man einsperren und auf Staatskosten füttern sollte.

Die Halbweihe, Kornweihe, ist ein hübscher, ziemlich seltener Vogel, bei dem das Männchen weißgrau, das Weibchen aber braun ist; beide haben eine eigene Einfassung von Federn unter dem Kopf hin, die ihnen ein besonderes Gesicht macht. Sonderbar ist auch, daß dieser Raubvogel, nicht wie die andern, in der Höhe, auf Bäume oder Felsen nistet, sondern an der Erde, in's Korn oder hohes Gras. Er ist nicht schädlich.

Der Sperber, dunkelbraun, die Federn rostgelb gerandet, auf dem Schwanze fünf breite, dunkle Binden. Das ist ein flinker, frecher, gefährlicher Dieb, der die Vögel bis in die Häuser verfolgt, und die Singvögel in den Kräzen angreift, wenn diese vor den Fenstern hängen. Tauben, Lerchen, alle kleinern Vögel, auch Mäuse sind seine Nahrung.

Der Wanderfalke, Edelfalke, wurde ehemals von großen Herren gezähmt und zur Jagd auf andere Vögel abgerichtet. Er ist graubraun, am Unterleib heller, auch weiß, mit dunkeln Querflecken. Vom Schnabel an bis an den Hals läuft ein schwarzer Strich, wie ein Schnauz herab. Er ist stark, muthig, frech und ein gefährlicher Geselle für das Hausgeflügel.

Das Wanderli, ist sehr bekannt; Oberleib rothbraun und schwarz gefleckt, das Männchen mit hellgrauem Kopf und Schwanz, der am Ende einen breiten schwarzen Streif hat.

Dieser hübsche Vogel ist mehr nützlich als schädlich, denn er fängt nur Mäuse und kleine Vögel, und ist besonders den Spatzen aufsetzig.

Her da, ihr Nachtkautze, und gebt Antwort! Was treibt ihr euer Wesen nur in der Nacht und verbergt euch am Tage? Was ängstiget ihr die Leute mit euerm nächtlichen Lermen und Heulen, und prophezeiet ihnen Unglück und Tod? Komm her, du

Großer Ohrkautz; du bist ja der Vogel der die Göttin der Weisheit begleitete. Gieb Antwort für deine Handwerksgenossen! Was der die Augen verdreht! Wie er mit dem Schnabel „knack“ macht! Wie er pustet! Er sagt: Wir Kautze sind nun einmal die Nachtwächter unter den Vögeln! Wir können freilich nicht schön singen, wir machen's halt wie uns der Schnabel gewachsen ist, und euere Nachtbuben machen viel mehr Lermen als wir. Wir plündern doch keine Obstbäume, zerreißen keine Zäune, schleichen nicht zu den Meitscheni und — „halt den Schnabel! Ich will lieber selber reden.“ — Allerdings sind diese Vögel von der Natur selber für die Nacht bestimmt. Ihre großen Augen vertragen das helle Licht des Tages nicht, sehen aber in der Nacht jede Maus, jeden Käfer. Ihr Flug ist so sanft und leise, daß man sie gar nicht hört; sie aber, obschon sie so wenig als andere Vögel, ein äußeres Ohr haben, hören sehr leise, wozu die Federn um die Ohröffnung ganz besonders gestellt sind. Sie leben von lebendigen Thieren, besonders von Mäusen und Vögeln, und sind nur nützlich, nicht schädlich, und sollten geschont werden. Der große Ohrkautz ist ein gewaltiger, starker Vogel. Neben den Ohren ein Federbusch. Die Augen feurig und groß. Er kann sie, wie die andern auch, mit einer besondern Haut bedecken. Er ist sehr stark, jagt auf größere Thiere, Hasen, Lämmer, Auerhähne, nimmt aber auch mit Mäusen vorlieb. Da er aber selten ist, richtet er doch nicht großen Schaden an. Sein Geschrei in stiller Nacht ist freilich für abergläubige und furchtsame Leute fürchterlich. Zuerst ein lautes, langes — Puuh! Bald darauf: Puh hu hu huuh! Sein Nest baut er in Felsen und auf Thürme verstörter Schlösser.

Was hier gesagt ist, giltet meist auch von allen übrigen. Zu denen mit Federbüschen an den Ohren kommen noch vor:

Der mittlere Ohrkautz, Oberleib rothgelb, dunkel gefleckt, und die kleine Ohreule, fast ebenso gefiedert, hat aber nur eine Feder im Busch. Ohne Federbusch sind der Nachtkautz und der Brandkautz, die aber schwer zu unterscheiden sind. Unser Landvolk unterscheidet Wiggle und Huuri; da die erste süst so schreit wie: wigg, wigg, wigg, fast so wie wenn ein kleines Hündli bellet; das Huuri aber schreit laut: Huuh! ganz hübschli: Hup! dann wieder laut: Hu-hu-hu-hu-huhh! nur nicht so laut, wie der große Kautz. Sind die Wiggle und Huuri nicht etwa nur Weiblein und Männlein?

Der Schleierkautz, die Perleule, ist der schönste Vogel dieses Geschlechts, aber ziemlich selten. Sie ist heller gelb und bräunlich, aschgrau gewässert, und mit kleinen schwarzen und weißen Flecklein, wie an eine Schnur gezogen, besäet.

Diese Nachtvögel allzumal haben zu vielem Aberglauben Anlaß gegeben. In der Dunkelheit der Nacht fürchten sich gar viele Leute. Haben sie noch etwas vom Gespenglauben im Kopf, so erschrecken sie ab allem; eine Maus, die im Laube sich rührt, kann sie erschrecken. Wenn daher so ein Kautz durch

die stille Nacht schreit, oder gar einem vorbeifliegt, oder vom Baum herab so einen Fürchtibotz mit Feueraugen anluegt, eh b'hütis! wie zittern die Leute. Verständige Leute denken: es sind halt Vögel wie andere. Sie wissen nichts von Zukunft, so wenig als ich. Singen sie nicht schön, so haben sie es wie viele andere Leute auch. Der alte Schulmeister sagt: das Achten auf Geschrei der Vögel komme von den Heiden her, und sei schon im Alten Testament verboten.

(Fortsetzung.)

## Der Tod und der Bauer.

Eine Säägemühle. Der Tod ist der Säger. Ein Bauer bringt Holz.

Bauer. Da bringe-n-i e schöni Tanne,
Jetz mach mer glatti Lade druus.
Gryf's yfrig a mit dyne Manne,
S'pressirt; i wott es schöners Huus.

Tod. Ja, es bequemers muest de ha.

B. Und o-n-es schöns, i säges ja.
Scho lige d'Steine all parat.
Und merk der's wohl, zur Zyt der Saat
Muß's unfehlbar ufg'richtet sy.

T. My Fründ, du geist scho ehnder dry.

B. He nu, 's wär gut, drum mach chly g'schwind,
Daß d'Läde trochne schön am Wind.

T. Für das sy si gly troche gnue.

B. G'spaß nid, i ha der Ernst derzu,
D'Frau ma nid warte vor Verlange,
I wett daß alls scho richtig wär.

T. So hilf mer chly; nimm da die Stange,
Und bühr und lüpf, es isch mer z'schwer.

B. So, so; jetz wär der Trämel zwäg,
Und jetz la wacker d'Saagi yle.
Wenn nume-n-alls scho fertig läg,
Es wird si öbbe nid lang wyle?

T. Häb nume nid Sorge,
Bis morn am Morge
Ist alles gut.
Mit jedem Ruck
Sagt d'Saagi es Stuck,
Saagt i Fleisch und Blut.
Si saagt d'r es Huus,
Mi näit di y,
Und leit di dry,
Geisch nümme druus.
Dys Lebe-n-isch nume-n-e churze Traum,
My Saagi saagt scho d'r dy Todtebaum.

## Was für Musik?

Nach dem badischen Freischaarenzug im J. 1848 kam ein Regierungskommissär in ein Städtchen, das im Verdacht war, den Freischaaren mehrere Zuzüger geliefert zu haben. Dem Magistrate war viel daran gelegen den hohen Herrn günstig für sich zu stimmen, und man sagt, es sei nicht ohne Ursach gewesen. Unter Anderm wurde ihm ein schönes Nachtessen gegeben, bei welchem die Stadtmusik ihre Künste zeigen sollte; begreiflich nicht im Essen, sondern im Aufspielen. Da sie im Hintergrund des Saales in Reih' und Glied aufgestellt war, trat der Musikführer zum Schultheißen und fragte ihn leise, was er zuerst für ein Stück aufführen lassen sollte. Diese Frage wurde von mehrern Personen gehört und eine Stimme rief: „Macht ihm den Marsch!" „Macht ihm den Marsch!" hallte es um den Tisch herum und: „Macht ihm den Marsch!" schrie das unten harrende Volk zu Thür und Fenster herein. Und die Musik war zu Ende, bevor sie angefangen hatte.

## Die Zerstörung der eidgenössischen Zündkapselfabrike.

(Siehe die Abbildung.)

Der Bote hat leider auch dieses Jahr einen entsetzlichen Unglücksfall zu berichten, der sich in der Nähe der Stadt Bern ereignete. Wenn auch bei demselben nicht eine so große Anzahl Unglücklicher ihr Leben einbüßte oder verstümmelt wurde, wie dieses bei dem Einsturze der Tiefenaubrücke der Fall war, und wenn auch, da das Unglück, das der Bote zu erzählen hat, nur das Werk eines Augenblickes war, niemand Zeuge sein konnte eines fürchterlichen verzweiflungsvollen Todeskampfes wie bei den beklagenswerthen Opfern des Brandes zu Dachsfelden; so erfüllte dennoch die Kunde, daß die eidgenössische Zündkapselfabrike zu Deißwyl in die Luft gesprengt sei, und daß dabei mehrere wackere Arbeiter ihr Leben eingebüßt haben, das Publikum mit Entsetzen und jedes nicht ganz in Selbstsucht verhärtete Herz mit der innigsten Theilnahme an dem Leiden der Verunglückten und dem Schmerze ihrer Angehörigen.

Montag den 22. Jenner 1849, Nachmittags um 3 Uhr, wurde nämlich das in Deißwyl bei Bern zu der eidgenössischen Zündkapselfabrikation gehörige Gebäude, worin man das Knallquecksilber zubereitete, durch eine furchtbare Explosion gänzlich zerstört. Die herbeieilenden Leute fanden auf dem Platze des Gebäudes unter den Trümmern zwei schwer verwundete aber noch lebende Arbeiter, welche sogleich nach Bern in das Inselspital gebracht wurden, wo der eine sogleich, der andere aber am folgenden Morgen starb. Den Meister fand man aber erst später unter dem Schutte des Gebäudes ganz verbrannt und zerschmettert, indem derselbe, während die Explosion erfolgte, in dem Gebäude mit noch einem Arbeiter beschäftigt war. Die durch die Explosion bewirkte Erschütterung war so groß, daß das danebenstehende Farbgebäude sehr stark beschädigt, und daß namentlich an demselben alle Fensterscheiben und Dachziegel zerschmettert wurden. Das Gleiche geschah sogar an den einige hundert Schritte von der Explosionsstelle entfernten Gebäuden. Zugleich brach durch die Entzündung des Knallquecksilbers Feuer aus, welches sich dem in der Nähe vorhandenen Holzwerke und Torfe mittheilte. Indessen konnte durch die von allen Seiten herbeieilenden Leute vermittelst einer Feuerspritze das Feuer bald gelöscht werden.

Die unmittelbare Veranlassung dieses großen Unglücks, welches der leichten Entzündbarkeit des Knallstoffes zugeschrieben werden muß, konnte nicht ermittelt werden, denn die beiden einzigen Personen, welche nähere Auskunft hätten ertheilen können, verloren sogleich bei der Explosion oder alsbald hernach ihr Leben.

Der durch dieses zerstörende Ereigniß verursachte Schaden wird auf einige tausend Franken angeschlagen.

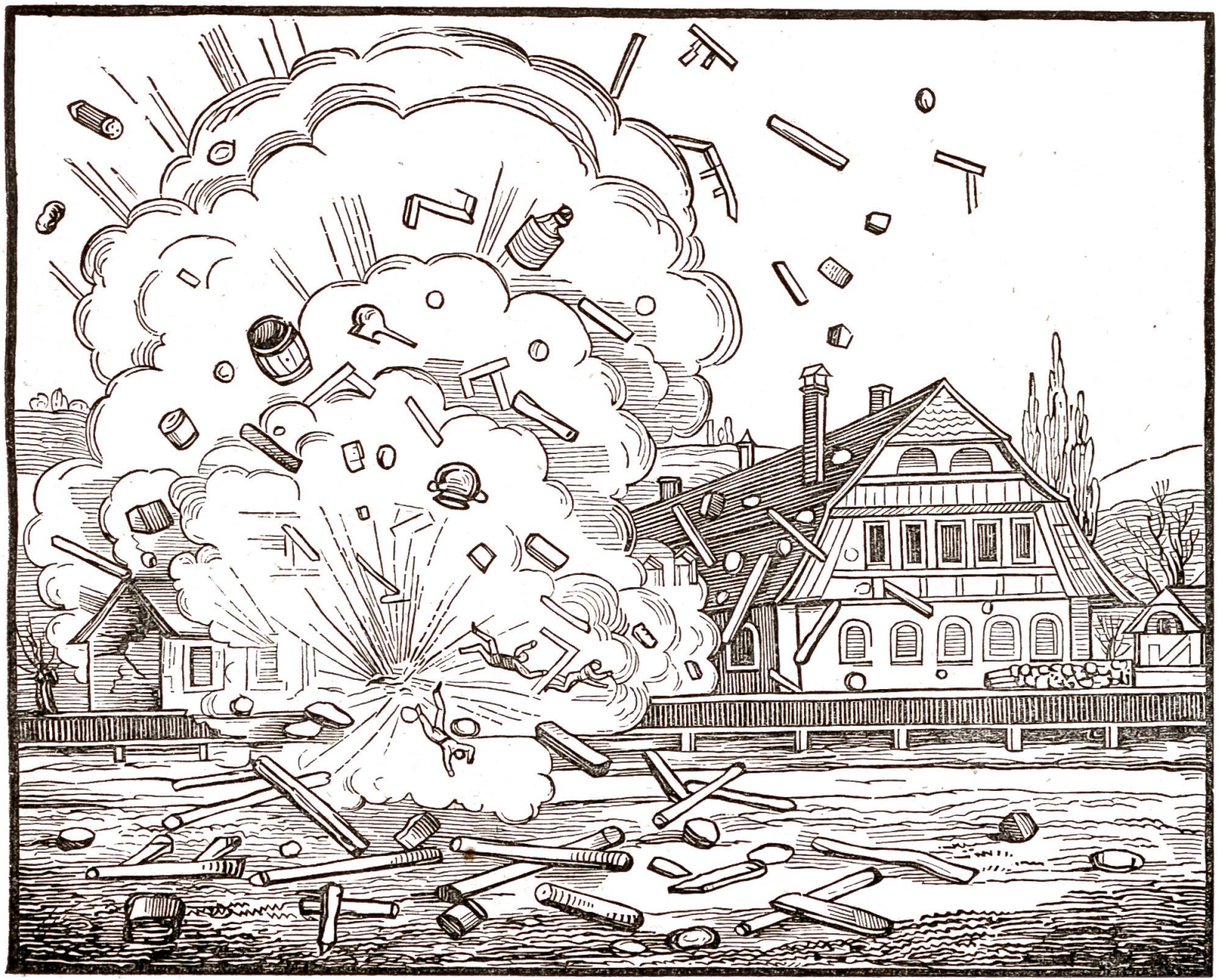
Namen der Verunglückten:

Christian Bächler, Meister, 32 Jahre alt; hinterläßt eine vermögenslose Wittwe.

Christian Hoffmann, 42 Jahre alt; hinterläßt zwei Töchter. (Vor dem Gebäude mit Holzspalten beschäftigt, als die Explosion erfolgte).

Christian Held, unverheirathet, Gehülfe von Meister Bächler, während der Explosion in der Hütte mit dem Meister; man fand denselben in dem Bache auf den Kopf gestützt, mit Holztrümmern bedeckt.

Die Zerstörung der eidgenössischen Zündkapselfabrike.



## Die Schulausschreibung.

Soeben hat man dem Boten etwas so Unglaubliches in's Ohr gesagt, daß er's unmöglich für sich behalten kann, sondern es den lieben Leuten erzählen muß. Und ist's wahr, so ruft er: fi, schäm-di; und alle ehrlichen Leser werden es mit ihm rufen. In einem Dorfe (er will den Namen nicht nennen, denn sonst wären ja die Bewohner desselben, als wahre Lalenburger und Kühweidler gebrandmarkt) — in einem Dorfe also war ein provisorischer Schullehrer; warum? weil man um Fr. 70 keinen finden konnte, der allen anständig war. Und dieser provisorische Schullehrer war ein Viehdoktor; freilich nicht ein ausstudirter, aber ein unstudirter. Gleichwohl konnte er doch den Kühen noch bessere Tränker, als den Kindern Unterricht in allem Nützlichen geben. Das Provisorium gieng zu Ende, und die Schule sollte ausgeschrieben werden. Aber mit Fr. 70 durfte man nicht ausschreiben; es war der Gemeinde befohlen worden, wenigstens Fr. 100 Besoldung festzusetzen. Darüber wurde gewaltig geflucht und das Schulgesetz und ich weiß wohl noch wer? zum T....l gewünscht. Nun aber erhob sich ein Weiser, der gewöhnlich immer gute Auskunft weiß und rief: „He! wiit-er sövli wüest thue, m'r cheu der Sach angers helfe, m'r wiih o d'B'huusig zu 30 Franke aschlah; 's bruucht si nüt wyters.“ — Gesagt, gethan. Die Ausschreibung wurde gemacht; die Prüfung fand statt, und der beliebte Viehdoktor erhielt nun die Stelle definitiv. Wenn man dieß liest, sollte man nicht meinen, man lese einen Druckfehler, und diese wackern Leute haben einen Lehrer gesucht für ihre Rinder und nicht für ihre Kinder?

Wer seine Kinder nicht mehr liebt,
Als unvernünft'ges Vieh,
Der Gott im Himmel selbst betrübt,
Denn dieser gab ihm sie.
Und wer für sie nicht Sorge hat,
Wie für die dumme Kuh,
Begeht am Vaterland Verrath,
Und ist ein Schuft dazu.
Der Esel zieht sein Kind nach Brauch,
Wie er erzogen ward.
So handelt jeder Langohr auch,
Denn Art läßt nicht von Art.

## Das Beste.

In einer Wirthsstube wurde, wie es nun eben häufig geschieht, politisirt, für und wider dieses und jenes neue Gesetz gesprochen, die Maßregeln der Regierung gelobt oder getadelt, nachdem sie jedem mehr oder weniger nahe an den Sack giengen. Ein älterer Mann ließ sich heftig gegen eine neue Finanzverordnung aus, und tadelte nicht nur die Artikel derselben, sondern, wie er sagte, auch „die donners runde Grinde,“ welche sie ersonnen. Ei, ei, rief der Statthalter dem Schreier zu, nicht so heftig, die hohe Regierung will ja nichts, als euer Bestes. „Ja,“ antwortete der Bauer, „das ist's eben, aber das wollen wir nicht hergeben.“

## Räthsel.

1) Was ist für eine Aehnlichkeit zwischen einem Mädchen und einem Licht?

Antw. Sie wollen beide geputzt sein.

2) Welche Aehnlichkeit hat ein Arzt mit einer Kartoffel?

Antw. Sie haben beide ihre Früchte unter der Erde.

3) Wer ist der größte Handelsmann gewesen?

Antw. Napoleon; denn er hat seine Niederlage von Moskau bis nach Paris gehabt.

4) Wann ist's am gefährlichsten im Garten zu spaziren?

Antw. Wann die Bohnen schießen und die Bäume ausschlagen.

5) Welches ist das kurioseste Buch in der Welt?

Antw. Das Entlebuch; denn es sind Häuser drin angezündet worden und ist kein Blatt verbrannt.

## Was währt am längsten?

Den Pfarrer fragte einst ein naseweiser Bauer:
Was hat wohl in der Welt die allerlängste Dauer?
Der Pfarrer sprach sogleich: Ihr wißt nicht was es sei?
Das was Ihr niemals braucht, das ist es, Glaub' und Treu.

## Gute Erklärung.

Der Herr Pfarrer zu B. hatte seinen Unterweisungskindern soeben die Geschichte von David und der Bathseba erzählt. Ein Knabe, der nicht begreifen konnte, wie David auf dem Hausdache habe herumspaziren können, richtete deßhalb eine Frage an den Herrn Pfarrer. Dieser antwortete nach kurzem Besinnen: Ja, dem lieben Gott ist Alles möglich; halts Maul, du Stock!

## Das hohe Alter der Erzväter.

In einer großen Gesellschaft machte sich ein Arzt an einen jungen Geistlichen, den er vor der ganzen Gesellschaft lächerlich machen wollte. Er fragte ihn daher in spöttischem Tone: Woher kömmt es wohl, Herr Pastor, daß die heiligen Erzväter ein so hohes Alter erreicht haben? Wahrscheinlich daher, sprach der Geistliche, weil es damals noch keine Doktoren gab.

## Der gute Wunsch.

Ein Bauer hatte dem Pfarrer mehrmals lästige Besuche machen wollen, war aber immer mit der Antwort abgewiesen worden, er könne jetzt nicht zu ihm kommen, weil er studire. Als er einst seinen Versuch erneuerte, und wieder mit der gleichen Antwort weggeschickt wurde, rief er aus: Gott gebe uns bald einen andern Pfarrer, wenigstens einen, der ausstudirt hat!

## Das Loch im Strumpf.

Zu X. führten die jungen Bursche auf dem Platze vor dem Wirthshaus eine Comödie auf. Ringsherum waren Bänke für die Zuschauer und, wie die jungen Bursche hofften, auch für die Zuschauerinnen, und zwar für recht viele und recht hübsche. Und wirklich waren nicht nur die Bänke voll, sondern dahinter und dazwischen war alles Kopf an Kopf gedrängt. Auf einem Banke der zweiten Reihe stand ein reichgekleidetes, zimpferiges Mädchen, mit einem schmächtigen Milchsuppengesicht; seine Füße steckten in farbigen Zeugschuhen, seine Hände in durchsichtigen seidenen Handschuhen; die Zöpfen waren durch einen glänzenden Kamm zusammengehalten, die Ohren lagen unter einer glattgestrählten Haardecke verborgen. Das Mädchen, es war Sittenrichters Elisi,

das vor acht Wochen aus der Pension heimgekommen war, saß nicht, sondern, wie gesagt, es stand auf dem Bank, denn es wollte nicht nur sehen, sondern auch selbst gesehen werden. Dadurch verdeckte es aber das Spiel mehrern hinter ihm stehenden Personen. Man bat, daß es sich, wie die andern, setzen möchte; umsonst, es gab schnippischen Bescheid; man fieng an zu zäpfeln, und zu spötteln, die hochmüthige Jungfer rümpfte die Nase, und hob den Kopf nur um so mehr in die Höhe. Jetzt, da alles nicht helfen wollte, rief ein lustiger Schreiber (denn diese sind gewöhnlich witzig: „Wenn die Jungfer wüßte, daß sie zwei große Löcher in ihren schönen weißen Strümpfen hätte, sie würde ihre Füße besser verstecken." Dieß wirkte; wie ein Blitz schoß das Mädchen herunter, setzte sich neben die Andern, und deckte sorgfältig seine Füße mit dem feinen Merinoskittel. „Aber," sprach der Schulmeister zum Schreiber, „wie darfst du eine solche Lüge sagen, denn die Strümpfe waren ja ganz und wohl nagelneu, ich wollte gern die meinigen wären alle so." — „Was Lüge!" — entgegnete der Schreiber, „wie wollte die Jungfer in ihre Strümpfe hineinkommen, wenn sie nicht in jedem ein großes Loch hätte?"

## Das Ziel.

Es zog ein Pilger des Wegs daher,
Barfüßig und barhaupt, gebückt so sehr,
Der trug an Ränzel und Mangel so schwer.

Und einholt den Pilger, gar wohl beschuht,
Ein Wanderer mit stattlichem Wamms und Hut,
Der schritt ihm vorbei mit Uebermuth.

Und hinter sich läßt sie ein Reitertroß,
Bespornt und behelmt und bewahrt mit Geschoß,
Der stolz auf die Wandrer herabsieht vom Roß.

Vorüber den Dreien ein Träger-Paar trabt,
Das trägt in der Sänfte den fettesten Abt,
Der's Aug an den Wandrern und Reitern labt.

Einholend die Wandrer, die Reiter rollt
Des Fürsten Carosse, der, strotzend von Gold
Hochmüthig auf alle herniedergrollt.

Und alle, der Pilger am Wanderstab,
Der König, der Abt, der Ritter, der Knapp,
Sie haben alle ein Ziel nur: das Grab!

Und wenn nun allen ein Ziel nur besteht,
Was hat über Einen den Andern erhöht?
Ach nichts, als das bessere Reisegeräth!

Und hilft dieß und bleibt dieß im Tode uns nicht,
So lern' es entbehren und halt' in der Pflicht,
Was jenseits des Grabes noch Segen dir spricht.

## Die Kornjuden.

(Siehe die nebenstehende Abbildung.)

Im letzten Winter vorem Jahr
Wo d's Brod isch thür gsi, das ist wahr,
So sitze d'Gytige hinderem Disch
Zwe Bure-n und esse Bratis und Fisch,
Und hei e Butelle oder zwo,
Und e Blatte Chüechli bifehle si no.
Und wi der Wirth ne die uftreit,
Der Eint jetz grad zum Andre seit:
„Und ih verchauffe my Chärne nit,
„Bis daß me für d's Chüechli e Chrone git."

Die Kornjuden.

„Ja, zahlt me für d's Chüechli e Chrone, deh,
(So seit der Ander) „bit Gott nit eh
„Verchauffe-n-i, was uf myr Schütti lyt;
„Und ohni Märte und ohni Stryt
„Cha's deh ha der Erst der Best gar sauft
„So wi-mes z'Bern ufem Märit chauft."
Der Erst seit wieder: „so mueß es cho
„De gibe-n-i mys bim Sacker! o." —

Es geit nit lang, isch d'Fläsche leer;
Si frage, was wol d'Ürti wär?
„Der Wy u d's Brod u Fleisch u Fisch
(So seit der Wirth) „das öbbe-n-isch
„Zwo Franke, gseht i will ech schone;
„De d'Chüechli vierezwänzig Chrone,
„Zweu Dotze grad, kes meh kes minder."
„Was!" rüefe beid', „mer sy nid Chinder!
„Mer la nid sövel mit-is g'spasse."
(Wirth) „He Manne, blybet numme g'lasse,
„Es Chüechli chostet grad e Chrone;
„Und drei Neuthaler, drei Dublone
„Macht just zum Tupf zweu Doze-n-uus.
„Und morn, ihr Manne, syt d'r z'Huus,
„I nime-n-eues G'wächs ung'schulte
„Wie's gester öbbe z'Bern het gulte."
Die arme Bure hei si g'wehrt;
S'het's aber mänge Züge g'hört.
Es hilft ne nüt ga z'brozidiere,
Si müesse's nadisch doch verliere.

## Das Mißverständniß.

Ein österreichischer Offizier bestieg, als Straßburg von den Allirten besetzt war, den Thurm des dortigen Münsters. Nach ihm kam eine Frau, welche sich zufällig in gesegneten Leibesumständen befand, den gleichen Weg. Als sie ungefähr in der Hälfte der Höhe angelangt waren, wurde dem Offizier die Zeit zu lang. Er wandte sich um und fragte: „Wie lange geht's noch?" „Noch 14 Tage," antwortete die Frau, deren Gedanken fortwährend mit dem wichtigen Ereignisse ihrer Niederkunft beschäftigt waren. — Der Offizier aber rief, einen Blick auf die Uhr werfend: „Donnerwetter, um 12 Uhr sollte ich ja auf der Parade sein!" Wer von beiden war der Gescheidtere?

## Etwas für den Richter.

Ein Müller hatte einen Esel; der lief ihm aus dem Hofe und kam an's Wasser. Nun steigt der Esel in ein Schifflein, das im Wasser stand, und wollte trinken. Weil aber das Schifflein nicht angebunden war, so schwimmt es mit dem Esel davon, und so kömmt der Müller um den Esel und der Fischer um seinen Weidlig. Der Müller klagt nun den Fischer an, daß er das Schifflein nicht angebunden gehabt habe. Der Schiffer aber entgegnet: der Müller hätte seinen Esel auf dem Hof behalten sollen, und so begehrt er, daß ihm der Müller sein Schifflein ersetze. Wie hat nun der Richter gesprochen?

## Das Rechnungsexempel.

Vier Lalenburger zogen einmal über Feld. Was sie eben beschäftigte war die vom weisen Magistrate neulich angeordnete progressive Einkommensteuer. Man schwatzte Vieles hin und her, und wollte endlich berechnen, wie viel man in's Gesammt zu bezahlen hätte. „Wir vier," fieng einer an. — „Was vier," fiel ein anderer in's Wort, „ists denn gesagt, daß wir vier seien?" „Dem ist bald abgeholfen," sprach der dritte, „zählen wir." Und sie stellten sich in die Reihe, und einer fieng zu zählen an, indem er mit dem Zeigfinger der rechten Hand auf seinen ersten

Nachbar deutete: „Ich und du sind ein's; zwei — drei — und siehe er war am Ende. Also wir sind drei! Nein, behauptete ein anderer, wir sind vier. Man zählte wieder: Ich und du sind eins, zwei, drei — — und so giengs eine Weile fort und man kam zu keinem Schluß. Unter lautem Hin- und Herreden gieng man weiter, und zerbrach sich den Kopf, wie man es wohl am besten herausbringen könne, ob man drei oder vier sei. Der Weg führte über eine Kühweide, die voll war von sichtbaren Spuren, daß die Kühe noch vor Kurzem in großer Zahl auf derselben ihr Frühstück gehalten. Halt, rief einer der weisen Lalenburger, mir fällt was ein. Da auf dem grünen Grase ist ein großer, ganz neuer Kuhfladen; stecke jeder von uns seine Nase hinein, und zählen wir dann die Löcher, so werden wir's wohl herausbringen, wie viel unser sind. Gesagt, gethan! Die Männer bückten sich zur Erde und erhoben sich, einer nach dem andern, mit grüner Nase. Man zählte und fand vier Löcher, und nun war das Räthsel gelöst und zufrieden gieng man weiter.

In unsern Zeiten, wie in den alten
Es solche Rechner viele gab,
Die ich und du für eins gehalten,
Wenn's galt zu zählen Gut und Hab.
Sie zählten und sie sackten ein,
Die Andern drob vergaßen fein
Das Maul und auch die Nase offen,
Und waren wie vom Sack getroffen.
Doch geht, wie ja das Sprichwort spricht,
Der Krug zum Brunnen bis er bricht;
Die Mäuse fängt man mit Zuckerbrod,
Und falsche Rechner bleiben im Koth.

## Die Armringe.

Frau Magdalis, die Kaufmannsfrau
Trug einen neuen Schmuck zur Schau.
Der Mann vom Wucher reich geworden,
Trug in dem Knopfloch einen Orden.
Er lebte froh in Saus und Braus,
Und fuhr mit Vieren stattlich aus.

Einst kaufte sich Frau Magdalis
Ein doppelt Armband, wie gewiß
Kaum die Prinzessin es sich gönnte,
Und Niemand sonst es haben könnte.
Sie schnallt es um, sie putzt sich aus,
Und eilet so in's Schauspielhaus.

Es traf sich, daß die Königin
War eben auch gefahren hin.
Die Dame sich gewaltig spreizte,
Und nach dem Blick der Fürstin geizte;
Sie brüstet sich, sie dreht den Arm,
Umringt von einem Gaffer-Schwarm.

Da öffnet sich das weite Thor,
Ein Königs-Page tritt hervor.
„Frau Magdalis, die schönen Spangen,
„Die glüh'nd an Euern Armen prangen,
„Entzücken unsrer Herrin Blick,
„Sie wünscht Euch zu dem Kleinod Glück.

„Sie sind unwiderstehlich schön,
„Sie möcht' sie in der Nähe sehn.
„Und wollt Ihr wohl ihr eine schicken,
„So dankt sie Euch's mit holden Blicken."
Der Fürstin Blick im vollen Saal,
Wie thuts dem Herzen wohl zumal!

Die Dame mit viel Kompliment,
Den goldnen Ring der Fürstin send't.
Der Page lächelt auf sie nieder:
„Sie schickt sogleich das Kleinod wieder."
Die Zeit geht hin — das Spiel ist aus;
Die Königin fährt schnell nach Haus.

Die Kaufmannsfrau bald stutzig ward,
Und fragt: Ist das der Fürstin Art?
Ein Junker ruft mit spött'schem Blicke:
„Das Kleinod kömmt Euch nicht zurücke,
„Madam, der Page war ein Dieb,
„Und nicht ein Pag', s'ist Euch nicht lieb."

Mit glühendem Auge zornentbrannt,
Die Dame nach der Kutsche rannt'.
Und rief dem Kutscher: treib die Rosse,
Zum Richter auf dem hohen Schlosse!
Dort thut sie mit beredtem Mund
Die Frevelthat des Pagen kund.

Am Morgen früh die Klingel schellt,
Das Herz ihr hoch im Busen schwellt.
„Er ist's, es ist der wackre Richter,
„Er hat erhascht das Diebsgelichter!"
Sie denkt's. — Ein Männchen tritt herein,
Es muß des Richters Schreiber sein.

„Madam, so spricht der Mann galant,
„Mich hat der Herr Patron gesandt;
„Wir haben einen Dieb bekommen,
„Der einen Armring hat genommen.
„Den andern gebt, er bittet frei,
„Möcht sehn ob's wohl der Ihre sei."

Frau Magdalis ist hoch erfreut;
Das Kleinod sie dem Schreiber beut.
„Den Richter, spricht sie, muß man loben,
„Zur Hülf' hat er sich schnell erhoben.
„Macht ihm mein Kompliment gar fein,
„Ich werde selbst bald bei ihm sein."

Ein halbes Stündchen später tritt
Zum Richter hin mit raschem Schritt
Die Dam' und ruft: „Wohlan! die Ringe,
„Wo sind sie? Daß man schnell sie bringe!
„Die Spang', die ich dem Schreiber gab,
„Er liefert' sie doch richtig ab."

„Die Spange? Frau, der Schreiber? wie?
„Ich forderte das Kleinod nie."
So sprach mit scharfem Ton der Richter:
„Die Beiden waren Bösewichter,
„Sie gaben weg mit leichtem Sinn,
„Und nun ist's fort, und hin ist hin!"

So geht es oft der Eitelkeit,
Sie macht sich vor den Leuten breit.
Sie blähet sich, sie höhnt mit Blicken,
Empfängt die Schmeichler mit Entzücken.
Doch bleibt es wahr all' überall,
Es kommt der Hochmuth vor dem Fall.

## Wie man die Fliegen fängt.

Die reiche Bäuerin zu N. N. war einmal allein zu Hause, denn alles war auf dem Felde zum Garbenbinden. Sie wollte eben das Abendessen rüsten für die zahlreiche Knechten- und Mägdeschaar, die bald mit dem Hausmeister müd und hungrig heimkommen sollte. Das Feuer loderte lustig auf der Feuerplatte und wetteiferte mit der lieben Sonne draußen, der gewirbigen Bäuerin einige Schweistropfen auf die Stirne zu locken. Die Kartoffeln sprudelten im Hafen, der Kaffee war geröstet und gemahlen, noch sollte die Milch gewellt werden. Eine schöne große Gebse voll vom vorigen Abend, mit einer dicken, gelblichen Nidledecke überzogen, stand auf dem Küchentisch und hätte nicht nur den hungrigen verschwitzten Knechtlenen das Wasser in den Mund gelockt, wenn sie hätten sehen können, was ihrer wartete; sondern sie hatte auch wirklich einen Schwarm von häßlichen Fliegen angezogen, daß sie davon ganz überdeckt war. Mit Aerger nahm die geschäftige Hausfrau die ungeladenen schwarzen Gäste auf der weißen Nidle wahr; mit dem Kuchilumpen, den sie eben in der

Hand hatte, wollte sie dieselben verscheuchen, und schlug nun im Eifer solchergestalt über die Gebse, daß eine Menge Fliegen entweder getroffen oder vor Angst in die appetitliche Nidle fielen, und da nach Leibeskräften herumruderten. Was war nun zu machen? Die Bäuerin war pressirt, denn jeden Augenblick konnten die Garbenfuder anlangen. Eine nach der andern herauslesen, däuchte ihr ein zu langweiliges Geschäft, und die Milch mit der ganzen Badegesellschaft kochen gieng auch nicht. Auf einmal durchblitzte sie ein weiser Gedanke. „Wartet, ihr verflüemerete Schelme," rief sie aus, „ich will euch's reisen!" Im Eifer trug sie nun die schwere Gebse auf den Schüttstein, nahm die Schaumkelle und goß den appetitlichen Inhalt recht leise und sorgfältig hindurch, bis kein Tropfen mehr darin war. Richtig waren nun die Fliegen alle in der Schaumkelle geblieben, so daß keine einzige fehlte, aber Milch und Nidle miteinander waren im Schüttsteinloch. Ei, wie hat da die kluge Hausfrau ihre Augen aufgethan, und wie kläglich hat sie gerufen: „O Herr Jere, o Herr Jere!" Wie's der Kalendermacher vernommen hat, sage ich nicht; aber wenigstens hat ihm's die reiche Bäuerin zu N. N. nicht erzählt.

## Der neue Schweizerbund vom J. 1848.

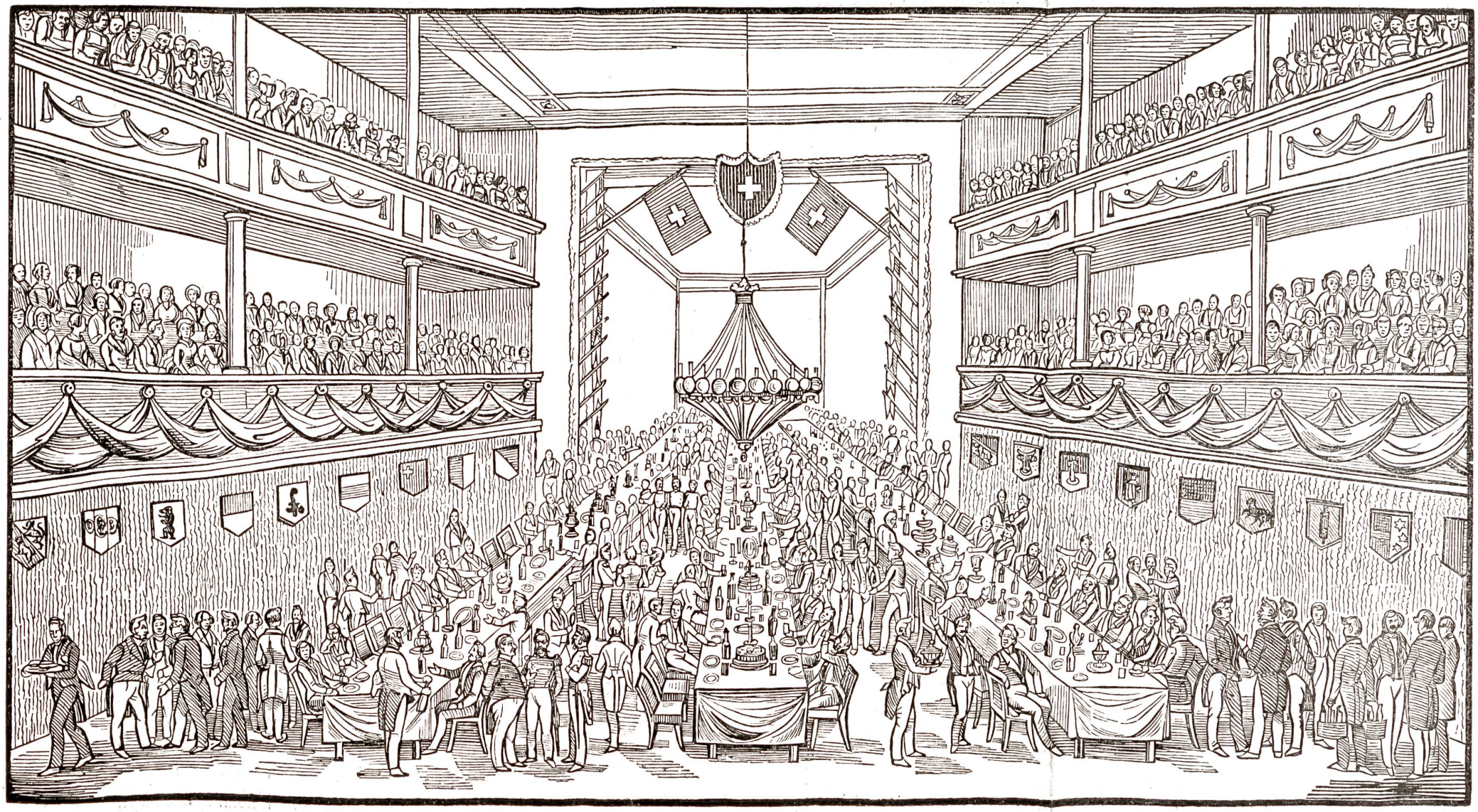
(Hierzu eine Abbildung.)

Im Jahr 1848 wurde bekanntlich die neue Bundesverfassung vom Schweizervolke angenommen. Es war dieses für die ganze politische Gestaltung so wie für die materielle Wohlfahrt des Vaterlandes ein so hochwichtiges Ereigniß, daß der Bote nicht umhin kann, dasselbe in seinem Volkskalender zu besprechen. Für den Augenblick sind wohl die wichtigsten Momente der letzten Bundesveränderung jedem Schweizer, der sich um die Schicksale seines Vaterlandes auch nur ein wenig bekümmert, noch vollkommen gegenwärtig. Allein im Verlaufe der Zeit, welche uns täglich so viel Neues bringt, treten die Einzelheiten auch der wichtigsten Ereignisse mehr und mehr in den Hintergrund, und frühere Eindrücke werden durch neuere und darum lebhaftere verdrängt. Dann wird es gewiß bisweilen manchem Leser des Hinkenden Boten, der seine Kalender im Schranke aufbewahrt, nicht unwillkommen sein, in dieser Chronik nachzulesen, was im J. 1848 im Vaterlande Wichtiges geschah, wie damals das Volk von freudiger Hoffnung bewegt war, und in dem neuen Bunde eine kräftigere und sichrere Gewähr für die Freiheit und Unabhängigkeit der schweizerischen Heimath erblickte.

Bekanntlich wurde im Jahr 1798 nach dem Sturze der alten 13örtigen Eidgenossenschaft mit ihren zugewandten Orten unter dem Namen der Helvetik die gänzliche Einheitsregierung eingeführt. Diese Staatsform, welche die damals noch viel schroffer als gegenwärtig ausgeprägten Eigenthümlichkeiten der einzelnen schweizerischen Volksstämme nicht berücksichtigte, befriedigte das Schweizervolk keineswegs. Die Misstimmung dagegen wurde noch sehr erhöht durch die gänzliche Abhängigkeit der helvetischen Regierung von dem mächtigen Nachbar im Westen, dessen oft harten Befehlen die kleine Republik sich ohne weiteres zu unterziehen hatte. Nach einem gewaltsamen Sturme, in welchem die helvetische Regierung verjagt wurde, gab uns der allgewaltige französische Consul im J. 1803 die Vermittlungsakte, durch welche die 13 alten Kantone wiederhergestellt, denselben aber die 6 neuen Kantone St. Gallen, Aargau, Thurgau, Graubünden, Tessin, Waadt, welche theils aus frühern Gebietstheilen größerer Kantone, theils aus zugewandten Orten und aus ehemaligen Unterthanenlanden gebildet wurden, beigefügt. Die Vermittlungsakte, indem sie zwar das Einheitssystem verließ und zum Grundsatze des Föderalismus, d. h. des Bundes der souveränen Kantone zurückkehrte, und hierin den Wünschen und Bedürfnissen der großen Mehrheit der schweizerischen Bevölkerung entsprach, wußte auf der andern Seite die 19 Kantone doch durch ein stärkeres Band zu vereinigen als es früher

nie der Fall war. Der Landammann der Schweiz hatte mehrere wesentliche Regierungsbefugnisse, welche der Centralbehörde einen Einfluß und eine Macht verliehen, die unter den Verhältnissen vor 1798 der Vorort nicht besessen hatte. Im Verlaufe der Jahre gewöhnten sich auch die kleinern Kantone allmälig an die ihnen Anfangs sehr widerstrebende Bestimmung, wodurch den Kantonen, deren Bevölkerung die Zahl von 100 000 Seelen überstieg, an der Tagsatzung zwei Stimmen eingeräumt wurden. Der gewichtigste Vorwurf, welcher der Vermittlungsakte gemacht werden kann, liegt in ihrem fremden Ursprunge. Der gewaltige Machthaber, der sie der Schweiz ertheilte, errichtete und zerstörte nach Belieben ganze Königreiche, und die kleine Schweiz mußte sich damals glücklich schätzen, daß sie nicht Frankreich einverleibt oder später einem kaiserlichen Prinzen oder Feldherrn als Fürstenthum anheim gegeben wurde. Mit dem Sturze des mächtigen Herrschers fielen im J. 1814 gleichzeitig alle durch ihn neu geschaffenen Staaten, und auch die schweizerische Vermittlungsakte, obwohl viel Gutes enthaltend, vermochte nicht den allseitig hervortretenden Bestrebungen nach einer Rückkehr zu frühern Zuständen zu widerstehen. Nach unendlichen Berathungen und heftigen Kämpfen der sogenannten langen Tagsatzung in Zürich, während welcher leider auch mancherlei diplomatische Winke und Zumuthungen nicht ausblieben, kam endlich der Bundesvertrag vom 7. August 1815 zu Stande, ein allerdings mangelhaftes, aber für jene Zeit doch in mancher Beziehung befriedigendes Werk, welches den, eine Zeitlang thörichterweise bestrittenen, Fortbestand der neuen Kantone sicherte, und die Eidgenossenschaft durch die drei neu hinzugetretenen Kantone Wallis, Neuenburg und Genf erweiterte. Unter diesem am 7. August 1815 in Zürich feierlich beschworenen Bundesvertrage lebte die Schweiz bis in's J. 1848, mithin 33 Jahre lang. Sogleich nach der politischen Umgestaltung mehrerer einflußreicher Kantone in den Jahren 1830 und 1831 wurde auch lebhaft das Bedürfniß gefühlt, den Bundesvertrag von 1815 den neuern Verhältnissen anzupassen. Der erste von der Tagsatzung im Jahr 1832 veranstaltete Revisionsversuch scheiterte jedoch an dem Widerstande des Volkes von Luzern, welches den neuen Entwurf im J. 1833 verwarf. Seither blieb die Bundesrevision einer der alljährlich in den Traktanden der Tagsatzung wiederkehrenden Gegenstände, welche regelmäßig in den Abschied fielen, d. h. zu keiner Erledigung gelangen konnten. Im J. 1847 indessen förderte die Tagsatzung diese Angelegenheit wieder um einen bedeutenden Schritt, indem sie am 16. August eine Kommission niedersetzte, in welcher alle Kantone, die auf eine Bundesrevision instruirt hatten, durch ein Mitglied ihrer Gesandtschaft vertreten waren. Nun aber traten die immer drohender sich gestaltenden Verhältnisse zum ehemaligen Sonderbunde wieder hindernd in den Weg, indem sie alle Aufmerksamkeit für die Beseitigung eines unmittelbar vorliegenden Uebelstandes in Anspruch nahmen. Nachdem jedoch der Sonderbund durch die Tagsatzung als aufgelöst erklärt und dieser Beschluß durch die eidgenössische Armee unter der Anführung des eben so humanen als kriegskundigen Generals Düfour vollzogen worden war, traten Abgeordnete der ehemaligen Sonderbundskantone wieder in den Kreis der Tagsatzung ein, und nahmen nunmehr auch Theil an den Vorarbeiten für die Revision des Bundesvertrages. Nachdem nun vollends die Februarrevolution in Frankreich den Juliusthron gestürzt und mit unglaublicher Raschheit in Oesterreich, Preußen, den kleinen deutschen Staaten, so wie in Ober- und Unteritalien eine mächtige Bewegung unter allen Völkern hervorgerufen hatte, war die Schweiz um so sicherer, in ihrem Revisionswerke ungestört und mit auswärtigen Einflüsterungen und Zumuthungen verschont zu bleiben. In der That nahm nun die Tagsatzungskommission im Hornung und Merz das Revisionswerk mit der größten Thätigkeit an die Hand, so daß sie unter'm 8. April der Tagsatzung den neuen Bundesentwurf mit einem erläuternden Berichte vorlegen konnte. Der Entwurf selbst war von den 23 Mitgliedern der Kommission, in welcher jeder eidgenössische Kanton oder Kantonstheil vertreten war, unterzeichnet. Zu der Berathung dieses Entwurfes trat nun die Tagsatzung im Mai 1848 wieder zusammen, und der aus ihren Verhandlungen vom 15. Mai bis 27 Brachmonat 1848 hervorgegangene Entwurf einer neuen Bundesverfassung wurde nun sowohl den Großen Räthen

Das Bankett im Theater zu Bern, am 6. November 1848.



5

als dem schweizerischen Volke in den Urversammlungen zur Annahme oder Verwerfung vorgelegt. Unterdessen vertagte sich am 31. Heumonat die ordentliche Tagsatzung von 1848 bis zum 4. Herbstmonat, um alsdann je nach dem Ergebnisse der Volksabstimmung über die neue Bundesverfassung das Weitere anzuordnen. Nachdem sich nun aus den eingelangten Protokollen ergeben hatte, daß die neue Bundesverfassung von 15 ganzen und einem halben Kantone, welche zusammen eine Bevölkerung von 1,897,887 Seelen, also die überwiegende Mehrheit der schweizerischen Bevölkerung und der Kantone repräsentirten, angenommen worden war, so erklärte die Tagsatzung durch Dekret vom 12. Herbstmonat die neue Bundesverfassung als feierlich angenommenes Grundgesetz der schweizerischen Eidgenossenschaft. Der daherige Beschluß wurde dem Volke alsogleich (Mittags etwa um 12¼ Uhr) durch einen Kanonenschuß bekannt, und dieses Signal verbreitete durch die Kanonen und die Böller, welche zu diesem Zwecke überall aufgestellt waren, die Kunde so rasch durch das ganze Land, daß z. B. in Zürich auf diesem Wege schon bald nach 1 Uhr die Annahme des neuen Bundes bekannt war.

Eine nähere Beleuchtung der neuen Bundesverfassung gestattet uns der enge Raum nicht; jedoch erlauben wir uns, sie in einigen Hauptpunkten mit dem ehemaligen Bundesvertrage zu vergleichen. An die Stelle der Tagsatzung mit ihren 20 ganzen und 4 halben Kantonsstimmen, welche so oft in den wichtigsten Fragen Jahre lang zu keinem Beschlusse kommen konnte, weil dazu 12 ganze Kantonsstimmen erforderlich und die Gesandten durch Instruktionen gebunden waren, — trat nun nach der neuen Bundesverfassung, ausgerüstet mit der obersten Bundesgewalt, die Bundesversammlung, bestehend aus einem Nationalrathe, in welchem 111 direkt vom Volk und nach der Volkszahl gewählte Mitglieder frei berathen und stimmen, und aus einem Ständerathe, bestehend aus 44 Mitgliedern, wovon jeder ganze Kanton 2 und jeder halbe Kanton eines abordnet, denen aber keine Instruktionen ertheilt werden dürfen. Dieses Zweikammersystem mußte den kleinen Kantonen zu lieb aufgestellt werden, die in dem Ständerathe, in welchem die Kantone gleichmäßig vertreten sind, eine Gewähr ihres Einflusses gegenüber dem rein nach dem Bevölkerungsmaßstabe gewählten Nationalrathe finden sollen. — An Platz sodann der frühern vorörtlichen Behörde, welche die Kantone Zürich, Bern und Luzern abwechselnd je auf 2 Jahre als Centralregierung zu bezeichnen hatten, tritt nun als oberste vollziehende Behörde der Eidgenossenschaft der aus 7 Mitgliedern, welche von der Bundesversammlung auf 3 Jahre erwählt werden, bestehende Bundesrath. Endlich wurde zur Ausübung der Rechtspflege, so weit sie in den Bereich des Bundes fällt, ein Bundesgericht aufgestellt. — Aber nicht nur in der Organisation der Behörden, sondern auch in Hinsicht auf die ihnen übertragenen Rechte und Befugnisse sprach sich das Bedürfniß einer größern Einigung oder Centralisation aus. Es wurden daher mehrere wichtige Rechte dem frühern Kreise der Kantonalsouveränetät entzogen und in denjenigen der Bundesgewalt gelegt. So wurde das Postwesen, so das Münzwesen und die Pulverfabrikation, so insbesondere das Zollwesen zur Bundessache erhoben, damit durch Aufhebung der innern Zölle der Verkehr im ganzen Gebiete der Eidgenossenschaft von seinen hemmenden Schranken befreit werde. Sodann wurden auch im Militärwesen der Unterricht der Specialwaffen und die Bildung der Instruktoren für die übrigen Waffengattungen dem Bunde übertragen. Ferner garantirt der neue Bund dem Schweizerbürger mehrere wichtige Rechte, deren Ertheilung früher von der Kantonalgesetzgebung abhieng, wie das Recht der freien Niederlassung und die Ausübung der politischen Rechte in der ganzen Schweiz, die freie Ausübung des Gottesdienstes der anerkannten christlichen Confessionen, ferner die Preßfreiheit, das Vereins- und das Petitionsrecht. — Endlich liegt ein unverkennbarer Vorzug der neuen Bundesverfassung darin, daß sie dem Schweizervolke die Möglichkeit giebt, dieselbe, sobald sie den vorhandenen Bedürfnissen nicht mehr entspricht, auf dem Wege der Bundesgesetzgebung abzuändern. Eine so revidirte Bundesverfassung tritt in Kraft, wenn sie von der Mehrheit der stimmenden Schweizerbürger und von der Mehrheit der Kantone angenommen ist.

Infolge des von der Tagsatzung über die Einführung der neuen Bundesverfassung am 14. Herbstmonat erlassenen Dekretes trat nun die neu erwählte schweizerische Bundesversammlung (der Nationalrath und der Ständerath) am 6. Wintermonat 1848 in Bern zum ersten Male zusammen. Die Regierung von Bern, so wie die städtischen Behörden und die ganze Einwohnerschaft fühlten lebhaft die Wichtigkeit des Tages und die Ehre, welche der Stadt Bern als provisorischem Vereinigungsorte der ersten, sowohl das gesammte Volk als die Kantone vertretenden schweizerischen Bundesversammlung zu Theil wurde. Auch vereinigten sich die Kräfte der Behörden und Privaten, um den 6. November als wahren Festtag in würdiger Feier zu begehen. Des Morgens früh verkündeten 155 Kanonenschüsse den Anbruch des Festtages. Um 9 Uhr wohnten die Volksvertreter reformirter Confession in der Münsterkirche, diejenigen katholischer Confession in der französischen Kirche einem Gottesdienste bei, nach dessen Beendigung sie sich auf dem Rathhause versammelten. Von da begaben sie sich, begleitet von der Stadtmusik und dem Studentencorps, unter dem Geläute aller Glocken der Stadt, in langsamem feierlichem Zuge — voran die beiden Altersprädsidenten, sodann der Nationalrath und hernach der Ständerath, durch die Hauptstraßen der Stadt nach den betreffenden Sitzungslokalien, vor welchen Militär und das Cadettencorps in Parade aufgestellt waren, — der Ständerath in das äußere Standesrathhaus, der Nationalrath in den großen Casinosaal. Diese, so wie die übrigen öffentlichen Gebäude, und eine Menge Privathäuser, waren mit eidgenössischen Fahnen und grünen Guirlanden, alle Zunfthäuser mit ihren alten Zunftfahnen und alle Brunnen mit grünem Laubwerke geschmückt. Nachdem sich die beiden Räthe constituirt hatten, vereinigte der Abend die sämmtlichen Mitglieder der Bundesversammlung, die Regierung von Bern, den Burger- und Gemeinderath und viele Ehrengäste zu einem glänzenden Bankett, welches die Stadtbehörden in dem sehr geschmackvoll verzierten Saale des Theaters veranstaltet hatten. (Siehe die Abbildung.) Das Festmahl war durch heitere Geselligkeit und manchen anregenden Trinkspruch belebt. Abends 8 Uhr wurde die ganze Gesellschaft zu einem Spaziergange in der Stadt eingeladen, um die durch vereinte Kraft von Behörden und Publikum zu Stande gebrachte allgemeine, wirklich großartige und prachtvolle Beleuchtung zu betrachten. Mit vorzüglichem Geschmacke und reich beleuchtet waren die oberste Zinne des Münsterthurmes mit einem dieselbe weit überragenden kolossalen eidgenössischen Lichtkreuze, das Casino (Nationalrathssaal), das äußere Standesrathhaus (Ständerathssaal), das Theatergebäude (Hôtel de musique), die Hauptwache, das Hotel d'Erlach, das Stiftgebäude, das Rathhaus, der Christoffelthurm und vor allem die zierlichen Triumphbogen beim obern Thore, dem Aarbergerthore und auf der neuen Nydeckbrücke. Namentlich durch diese großartige Beleuchtung, an welcher die ganze Einwohnerschaft sich betheiligte *), erhob sich das Fest zum eigentlichen Volksfeste. — Mancher dachte es an jenem Abende und Mancher sprach es aus, was auch der Bote von Herzen wünscht: Möge das Vaterland in dem neuen Bunde Glück, Frieden und Ruhe finden!

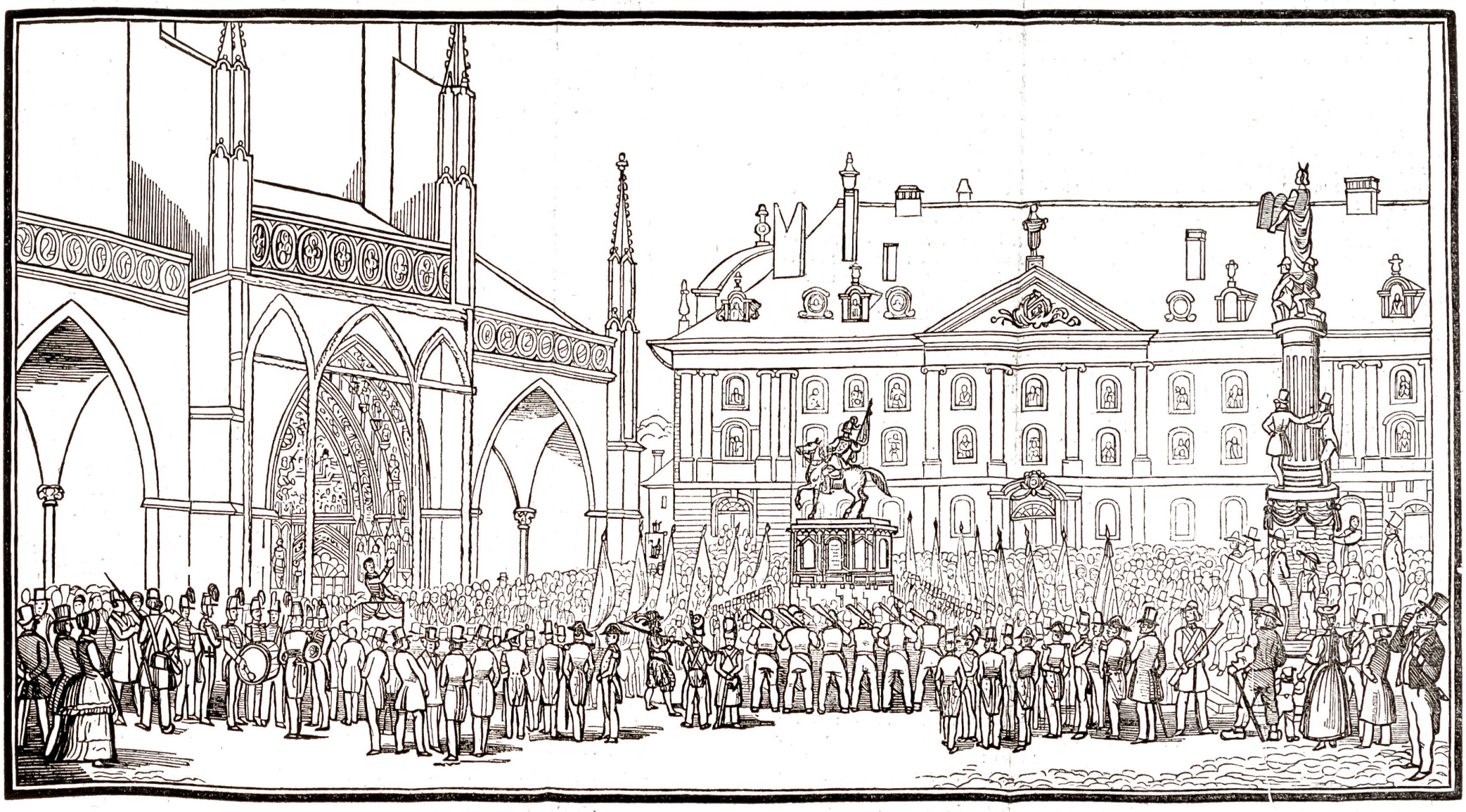
## Die Enthüllung der Reiterstatue Rudolfs von Erlach.

(Siehe die Abbildung.)

Gerade 6 Monate nach dem festlichen Tage der Eröffnung der schweizerischen Bundesversammlung, den wir oben beschrieben, setzte ein

*) Die bedeutendsten öffentlichen Gebäude, wie das Rathhaus, das Stiftgebäude, das Hotel d'Erlach, die Hauptwache, die obere Seite des Hotel de Musique wurden von den betreffenden Behörden und Eigenthümern auf ihre Kosten geschmackvoll und reichlich illuminirt. Nichtsdestoweniger verwendete das Comite überdieß noch auf die Beleuchtung einiger Gebäude, wie des Münsterthurmes, des Christoffelthurmes, so wie der Triumphbogen und Brunnen 6000 weiße und farbige Gläser (Lämpchen), 500 Talgtöpfe und 32 Pechkränze. Die Kosten der Illumination und Dekoration dieser zuletzt genannten Gebäude, Triumphbogen und Brunnen betrugen an Fr. 3000, welche theils durch Beiträge der Regierung und Gesellschaften, größtentheils aber durch Privatbeiträge gedeckt wurden. Die Kosten der Dekoration und Illumination des Bankettsaales wurden vom Einwohnergemeinderathe bestritten.

Die Enthüllung der Reiterstatue Rudolfs von Erlach.



J

zweites großartiges vaterländisches Fest die Bundesstadt Bern in allgemeine und freudige Bewegung. Da nun der Bote gerne auch diesem einen passenden Raum in seinem Kalender anwies, so mußte er sich dazu verstehen, dieses Jahr in Abweichung von der bisherigen Sitte, statt nur einer, zwei große Abbildungen seinen Lesern darzubieten. Er verwahrt sich hierbei gegen die Zumuthung, daß dieses alle Jahre geschehen solle. Er hat jetzt ein Uebriges gethan, weil zufällig zwei bedeutende Feste innerhalb eines so kurzen Zwischenraumes begangen wurden. Da aber dieses selten geschieht, und er die wichtigen Ereignisse nur erzählen und mit einer Abbildung ausschmücken, nicht aber selbst hervorrufen kann, so wird es wohl lange anstehen, bis eine ausnahmsweise reichliche Ausstattung, wie sie dem Hinkenden Boten dieses Jahr zu Theil wird, sich wiederholt. Ein ander Mal möge man sich also, wie bisher, mit einem großen Bilde begnügen.

Am 21. Brachmonat 1339 wurde die in unserer vaterländischen Geschichte ewig denkwürdige Schlacht bei Laupen geschlagen. Unter des Helden Rudolfs von Erlach kräftiger Führung siegten die Berner, unterstützt von den treuen Bundesbrüdern aus Solothurn und den Waldstätten, und retteten durch diesen Sieg den kleinen Freistaat, zu dessen Untergang der mächtige Adel, die Grafen von Nidau und Aarberg, von Vallangin und Neuenburg, von Greyerz und Fürstenberg, so wie die Bischöfe von Basel, Lausanne und Sitten sich verbündet hatten. Am 21. Brachmonat 1839 wurde die 500jährige Feier dieses glänzenden und folgenschweren Sieges unter allgemeiner Theilnahme in schöner Weise festlich begangen. Damals entstand in dem wackern Künstler, Professor Volmar in Bern, der großartige Gedanke, dem Helden von Laupen die erste Reiterstatue, welche die Schweiz aufzuweisen hat, zu wiedmen. Unverdrossen gieng er an's Werk. Dennoch wäre es nicht gelungen, dennoch würde nicht 10 Jahre später die herrliche Bildsäule den schönen Münsterplatz zieren, hätte es nicht ein edler Berner, Theodor von Hallwyl, sich zur Lebensaufgabe gemacht, durch seltene Hingebung und Willenskraft alle Schwierigkeiten und Hindernisse zu überwinden, welche sich der Vollendung des schönen Kunstwerkes entgegenstellten. Theodor von Hallwyl, Abkömmling auch eines der Helden der Berner-Geschichte, des Siegers bei Murten, Hans von Hallwyl, erfaßte mit glühender Begeisterung die schöne Idee, brachte nicht nur persönlich die grösten Opfer, gab nicht nur eine Sammlung schöner Gemälde hin, welche die Regierung um Fr. 6000 ankaufte und deren ganzer Erlös auf den Guß der Statue verwendet wurde, sondern wurde Jahre lang nicht müde, durch wiederholte Aufrufe und Einladungen aller Art das ganze Publikum, Behörden und Privatpersonen zur Unterstützung des Werkes anzuregen. Auf diese Weise gelang es ihm, die namhafte Summe von Fr. 23,395 Rp. 48½, welche zur Vollendung und Aufstellung der Bildsäule erforderlich war, zusammenzubringen. Neben dem Künstler und dem Gönner und Beschützer des Werkes verdient auch der wackere Rüetschi in Aarau erwähnt zu werden, in dessen weit bekannter Werkstatt der Guß ausgeführt wurde. Seiner Werkstatt gebührt die Ehre, den ersten Guß einer ehernen Statue in der Schweiz geliefert zu haben.

Samstag den 12. Mai 1849 fand nun die feierliche Enthüllung dieser Bildsäule statt. Gegen 11 Uhr verließ der Zug die obere Bastion der kleinen Schanze, in folgender Ordnung: die Schuljugend der Stadt, voraus zwei Pelotons des Schülercorps, dann die Knaben der sämmtlichen Schulen, zuletzt der Rest des Schülercorps; — die Garnisonsmusik; — die Bundesbehörden (Bundesrath, Nationalrath, Ständerath); — die Kantonalbehörden (Regierungsrath, Großer Rath, Obergericht, akademischer Senat); — die Stadtbehörden (Burgerrath, Einwohnergemeinderath); — die anwesenden Mitglieder der Familie von Erlach; — die Repräsentanten der Waldstätte, Solothurns und der Zünfte der Stadt Bern mit ihren Fahnen; — das Künstler- und Arbeiterpersonal des Denkmals; — das Festcomite; — die Liedertafel; — die Künstlergesellschaft; — der Architektenverein; — die eidgenössischen und Kantonaloffiziere nach ihren Graden eingetheilt; — die Subscribenten; — das Studentencorps. Der Zug bewegte sich durch Hauptstraßen der Stadt mitten durch die zahllose Volksmenge, welche sich namentlich an den alten Fahnen, den bunten Offiziersuniformen, vor allem aber an der Schaar der kräftigen Schmiede, welche, die schweren Hämmer auf der Schulter, das Banner der Schmiedenzunft begleiteten, und an der jungen schönen Schaar der Metzgergilde ergötzte, welche dem alten Metzgernbanner folgte, und sich mit ihren weißen Mützen und Schürzen, den rothen Westen und den großen blankgeputzten Messern gar stattlich ausnahm. Zur Zierde des Zuges gehörte auch das alte Banner von Uri, welches vor 500 Jahren dem Kampfe und Siege von Laupen beiwohnte. Auf dem Festplatze selbst wurde der Zug ebenfalls von einer großen Menge von Zuschauern erwartet. Nachdem die verschiedenen Bestandtheile des Zuges die ihnen angewiesenen Plätze um die Bildsäule herum eingenommen hatten, ertönte ein erhebender Gesang der Liedertafel mit Begleitung der Garnisonsmusik. Hierauf das mit Ungeduld erwartete Zeichen und Kanonendonner, — und langsam fiel das weiße Zelt, welches die Statue umhüllte. Ein allgemeiner Jubelruf begrüßte den schönen Helden, der so herrlich dargestellt ist auf seinem ungeduldigen Rosse in jenem großen Augenblick, wo er seine Schaar zum Kampfe begeisterte und die Worte sprach, die nun zu seinen Füßen auf dem Postamente eingegraben sind: „Wo sind die fröhlichen „Jünglinge, die täglich zu Bern geschmückt mit „Blumen und Federbüschen, die ersten sind an „jedem Tanz! Heute steht bei Euch die Ehre der „Stadt, hier Banner, hier Erlach!“ — Nach kurzer Pause, während welcher die staunende Menge die prächtige Bildsäule bewunderte und manches Auge von einer Thräne freudiger Rührung feucht wurde, betrat Theodor von Hallwyl die Rednerbühne, erwähnte in begeisterter Rede der großen Verdienste des gefeierten Helden, dankte dem wackern Künstler, der das Werk geschaffen, ermunterte die Mitbürger, und besonders die zahlreich anwesende Jugend, in Gesinnung und That dem Vorbilde nachzustreben, welches Erlach uns hinterlassen, ermahnte Alle zur Eintracht, zu gemeinnützigem vaterländischem Sinn, und übergab sodann feierlich das schöne Monument dem Staate mit folgenden Schlußworten: „In diesem Sinne und zu diesem Zwecke über„geben wir hiermit dem Herrn Regierungsprä„sidenten zu Handen der hohen Regierung, zum „Nutzen des Publikums und zur Verschönerung „der Stadt Bern diese Ritterbildsäule Rudolfs „von Erlach, des Siegers bei Laupen. Möge „Gott sein Gedeihen zu unserm Werke geben!“ Mit Worten des Dankes für den Gönner und Gründer des Werkes, der soeben gesprochen, so wie für den Künstler, welcher es ausgeführt, nahm hierauf der Regierungspräsident Funk das schöne Geschenk im Namen der Regierung an. Nachdem noch Professor Volmar einige Worte des Dankes gesprochen, schloß die Liedertafel durch den Gesang einer schönen, für dieses Fest gedichteten Hymne die Feier, und nun setzte sich der Zug wieder nach der Schanze in Bewegung. Um 2 Uhr vereinigte ein freundliches Mittagessen im Freien auf der kleinen Schanze Alle, welche ihre Theilnahme an der schönen Feier zu bezeugen wünschten. Den ganzen übrigen Tag gieng eine Menge Volkes zu und ab, und noch lange nach eingebrochener Nacht herrschte muntere Geselligkeit an den fröhlich beleuchteten Schenktischen. Nach 9 Uhr brachte die Liedertafel Herrn von Hallwyl ein passendes Ständchen und zog von da über den schön erleuchteten Münsterplatz, um dort auch zu den Füßen des ehernen Helden noch einige Lieder zu singen. Es war ein herrliches Fest, welches durch die Anwesenheit der Mitglieder des Bundesrathes und der Bundesversammlung von einem kantonalen zu einem wirklich eidgenössischen erhoben wurde.

## Wie man vom Patrouillendienst loskömmt.

Während im Sonderbundkriege die waadtländischen Bataillone zusammengezogen, und hiemit die Ortschaften von Mannschaft entblößt wurden, ward an den Grenzen des Kantons Freiburg eine Bürgerwache eingerichtet, um sich gegen einen plötzlichen Ueberfall sicherzustellen. Der Pfarrer eines Städtchens wurde auch auf die Liste gesetzt. Weil man sich mit 10 Batzen für die Nacht vom Dienst loskaufen konnte, so dachte man der

Pfarrer werde sich dieses Vortheils auch bedienen. Aber als man ihn eines Tages auf 9 Uhr Abends bestellte, so erschien er selbst auf der Wachtstube, mit einem Buche unter dem Arm und der Nachtkappe im Sack. Seine Ankunft veranlaßte schon eine gewisse Verlegenheit. Man mochte ihn nicht als Patrouille ausschicken, und machte ihn also zum Postenchef. Aber damit war den Versammelten wenig gedient. Sie hatten Ehrgefühl genug, vor dem Manne, der ihnen Gottes Wort verkündete, der sie oder ihre Kinder unterwiesen hatte, der ihre Kranken tröstete und mit ihnen betete, weder zu spielen, noch so reichlich zu trinken, als sie es sonst gewohnt waren; auch in ihren Reden und Gesängen gebot ihnen der Anstand, sich in Acht zu nehmen. Ja die Unterhaltung, die der Pfarrer leitete, wurde immer ernsthafter. Um Mitternacht wollte man ihm gleichsam eine Gunst erzeigen und sagte: „Sie werden wohl müde sein, gehen Sie nur nach Hause, wir wollen die Wache für Sie thun.“ „O nein, meine Freunde,“ erwiederte der Pfarrer, „ich will meine Pflicht, zu der ich berufen worden bin, thun, wie ein Anderer; ich bin das Nachtwachen wohl besser gewöhnt, als Ihr.“ So mußte man sich also wohl in seine Gegenwart schicken, bis an den Morgen. Von da an aber wurde der Herr Pfarrer nie mehr zum Wachtdienst aufgeboten.

## Das beßte Wasser.

Es gieng Einer hin, wo man allerhand Wasser verkaufte: Schminkwasser, Magenwasser, Riechwasser, Augenwasser, Fleckenwasser, und noch viel mehr. Da wollte er Scherz treiben und begehrte Wasser, womit er seine Schulden tilgen könne. Der Kaufherr aber ward ernst und sprach zu ihm: „O lieber Mann, das hast du bei dir selbst; denn das ist das Thränenwasser, wenn es über deine Sünden fließt.“

## O Lalenburg.

In Lalenburg, da haben sie,
Ich weiß nicht wann, ich weiß nicht wie,
Einmal die Feuerspritz' probiert
Und scharf im Wasser exerziert.
Der Feuerhauptmann war ernannt,
Das Pferd war vor die Spritz' gespannt,
Doch ach! und das war gar nicht fein,
Niemand wollt' Feuerläufer sein.
Da halten sie wohl einen Rath,
Wie Lalenburg nur einen hat;
Sie rathen her und rathen hin,
Und schließen dann mit weisem Sinn:
Dieweil nun unser Predikant
Ist weit berühmt durch's ganze Land
Und betet laut und predigt fein,
So soll er Feuerläufer sein.

In Lalenburg da wurd' es Nacht,
Da hat die Thür fest zugemacht
Ein jeder schnell in seinem Haus,
Dieweil die Nacht ist gar voll Graus.
Da sollt' wohl einer Wächter sein,
Und alle Stunden rufen fein,
Und wachen über Feu'r und Licht,
Verscheuchen Dieb' und Bösewicht.
Das ist ein Amt, das liebet Keiner,
Und will's und mag's und wagt's nicht Einer.
Da halten sie wohl einen Rath,
Wie Lalenburg nur einen hat;
Sie rathen her und rathen hin,
Und schließen dann mit weisem Sinn:
Dieweil nun unser Pfarrer hier,
Den Armen wohl thut für und für,

Und hat getauft uns unsre Kind',
Und auch dieweil gesegnet sind
Durch ihn wohl unsre Ehen fein;
So soll er auch Nachtwächter sein.
O Lalenburg! o Lalenstadt!
Die nirgends ihresgleichen hat!

## Das hölzerne Bein.

Herr Max hat eine holde Braut,
Die er mit trunknen Blicken schaut.
Doch sieh! da kömmt ein Freund und spricht:
Hör' wohl, dein Liebchen möcht' ich nicht,
Und würd' es auch das schönste sein,
Denn ach! es hat ein hölzern Bein.
Im Zorn und Schrecken eilt Herr Max
Zu seinem falschen Liebchen stracks,
Und ruft mit traurigem Gesicht:
„Mein lieber Schatz, ich mag dich nicht,
„Du bist wohl hübsch und gut und fein
„Doch ach! du hast ein hölzern Bein!"
Die holde Jungfrau nicht erschrickt,
Und spöttisch auf den Bräut'gam blickt.
Die Sache, spricht sie, ist bald klar,
Und die Verläumdung offenbar.
Sie ziehet aus die kleinen Schuh,
Und legt gar bald die Strümpf dazu,
Und zeigt, erröthend nun, fürwahr
Das allerschönste Füßepaar.
Der Bräutigam steht staunend da,
Wohl etwas Schön'res nie er sah.
Doch schüttelt er den Kopf und spricht:
„Mein Schatz! die Füße mein' ich nicht,
„Die sind wohl Fleisch und Blut gar fein,
„Doch ach! das Bein muß hölzern sein."

## Etwas von dem neuen Goldland.
(Siehe die Abbildung.)

Das neue Goldland ist eigentlich schon ein altes, so alt als es Gott erschaffen hat. Auch hat es schon vor mehr als 250 Jahren ein englischer Schiffscapitän und berühmter Seeheld, Franz Drake, besucht und Zeugniß davon gegeben, denn er und seine Begleiter haben erklärt, man brauche nur mit irgend einem Instrumente den Boden leicht aufzurühren, so liegen die Goldkörner am Tage. Aber das Land war weit und breit von wilden Indianern bewohnt, die sich dasselbe nicht so leicht hätten nehmen lassen; auch gieng damals die Schifffahrt noch nicht so schnell, wie zu unsern Zeiten und dazu war unsere Heimath noch nicht so gedrängt voll von Leuten, die alle essen wollen, und wissen oft nicht, woher's nehmen. Darum wurde das Goldland vergessen, bis ein Schweizer, ein Kapitän Sutter aus Basel-Land, der auch im Kanton Bern wohl bekannt ist, wieder davon reden machte.

Aber, lieber Leser, ich höre dich ungeduldig sagen: nun du dummer Bote, statt des Langen und Breiten zu schwatzen, sage uns hurtig wie es heißt, und wo es liegt, und wo der nächste Weg dazu hindurchgeht; das Uebrige überlasse nur uns! Ja, ja, das Land heißt Californien, und liegt auf der Abendseite von Nordamerika, hart an den Vereinigten Staaten, wo bereits so viele Schweizer wohnen, und sehnsüchtig an's liebe Vaterland zurückdenken, und diesen Vereinigten Staaten gehört es nun seit Kurzem auch an. Weit ist's, viele tausend Stunden weit, und braucht eine Reise von vielen Monaten. Wo aber der Weg durchgeht, sag' ich dir nicht, denn ich sage immer: „bleib im Lande und nähre dich redlich!" willst du ihn aber selbst suchen, so kann ich nicht helfen.

In diesem Lande ist ein herrliches Thal, wohl 100 Stunden lang, breit, durch einen großen Fluß, den Sacramento, bewässert,

gesund und äußerst fruchtbar. Hier hatte der oben erwähnte Herr Sutter seinen Wohnsitz aufgeschlagen, den er Fort-Sutter hieß. Etwa 20 Stunden davon, auf den Bergen, wächst eine schöne Fichtenart, sehr gut für Laden. Herr Sutter, der ein unternehmender und geschickter Handelsmann ist, ließ dort eine Sääge erbauen, um einen Ladenhandel zu treiben. Unten am Bache, der das Sägerad treibt, hatte sich ein Haufen Sand gebildet. Herrn Sutters Aufseher bemerkte eines Tages im hellen Sonnenschein einige glänzende Körner in diesem Sande; er las sie auf, und sah sogleich, daß es Gold wäre. Bald verbreitete sich diese Nachricht, und drei Monate nachher waren schon über 4000 Menschen am Flusse Sacramento versammelt, die Alles verlassen hatten, Haus und Hof, und Weib und Kind, häusliche Bequemlichkeit und die liebe alte Gewohnheit, um Gold zu suchen.

Und wirklich ist dort schon sehr viel Gold gefunden worden. In einem einzigen Magazin vom Fort-Sutter, wo nun viele Kaufleute wohnen, liegt als Ergebniß von drei Monaten ein Haufen Gold, der über 36,000 Fünffränkler beträgt. Viele Kaufleute haben nicht weniger gewonnen. Die Folge davon ist, daß nun täglich von den Meeresküsten aus große Waarenzüge in's Goldland gehen, um die Goldsucher mit allem Nöthigen zu versehen, und ihnen ihr Gold abzugewinnen. Viele Landbauer haben ihre Felder und Heerden verlassen, um Gold zu suchen. Kapitän Sutter aber ist klüger, als die andern; er ließ sich durch den falben Schein des Goldes nicht verlocken. Er fährt fort die beste und getreuste Goldmine zu bearbeiten, nämlich seine Felder und Aecker, und hat soeben eine Ernte von 40,000 Scheffel Korn eingethan, und das ist auch goldeswerth; denn schon jetzt kostet ein Fäßchen Mehl 150 Gulden. Und in diesem Verhältnisse wird alles theuer bezahlt. Ein Paar Schuhe kostet 30 Gulden, eine Schaufel 75 Gulden, ja ein einfaches Messer 25 Gulden. Für ein einziges Zimmer in Sutters Fort bezahlt man monatlich 360 bis 400 Schweizerfranken, und für ein einstöckiges Haus monatlich über 1800 Schw Fr.

Die Gegend, wo wirklich Gold gesucht wird, ist ganz übersäet mit Zelten, Bretterhütten, Baumschuppen, worin die Goldsucher ihre kümmerliche Wohnung aufgeschlagen haben. Da stehen sie nun einen Tag um den andern in der brennenden Sonnenhitze, oft bis an die Hüften im Wasser und waschen ihr Gold aus dem Sande, und waschen und waschen, und gewinnen oft des Tages über 100 Franken; aber was verlieren sie? Ihre Ruhe, ihre Gesundheit, ihre Zufriedenheit, und, was noch mehr ist, leider Gott, oft ihre unsterbliche Seele. Denn wir können nicht zweien Herren dienen, Gott und dem Mammon. — Ein wackerer Mann, der dorthin gereiset ist, schreibt uns Folgendes: „Von San Franzisko, der Hafenstadt am westlichen Ocean, führte uns unser Weg zunächst durch das Thal von de la Puebla nach San Jose, eine Entfernung von etwa 20 Stunden. Ein reizenderes Land habe ich nie gesehen. Die ungeheuern Wiesen, mit tausendfarbigen Blumen prangend, hie und da von Flüssen durchströmt, mit den Viehheerden auf den zahllosen Hügeln, boten einen prächtigen Anblick dar. So giengs bis nach Sutters-Fort immer durch ein Land der üppigsten Fruchtbarkeit, welches eine ungeheure Bevölkerung ernähren könnte. Aber nirgends war ein menschliches Wesen zu sehen. Alle Bauernhöfe standen verlassen; Amerikaner, India-

ner, Californier, alle waren fort zum Goldgraben. Nachdem wir Sutters-Fort verlassen hatten, ritten wir an dem Ufer eines Flüßchens, des Amerikan-Fort, entlang und begannen bald die Höhen hinanzusteigen. Gegen Mittag machten wir Halt, um zu frühstücken und eine Tasse Kaffee zu kochen. Während das Feuer hell loderte, tauchte einer einen zinnernen Becher in den kleinen Bach, der murmelnd vorüberfloß, holte mit ihn mit Sand gefüllt wieder heraus, wusch denselben und fand als Bodensatz vier Goldkörner. Dieß war unser erster Versuch im Goldwaschen. Gegen Sonnenuntergang erreichten wir Kapitän Sutters Sägemühle. Wir waren bei 10 Stunden über Gold-, Silber-, Platina- und Eisenminen hingeritten, und das auf einem Weg, auf dem eine Kutsche ganz bequem fahren könnte und durch eine von Blumen strotzende und von Quellen sprudelnde Landschaft. So weit ich ermitteln konnte, sind bis jetzt etwa 1000 weiße Leute mit Goldsuchen beschäftigt."

Da kömmt mir nun ein Geschichtlein in Sinn, das ich euch, liebe Leute, erzählen muß. Im grauen Alterthum lebte irgendwo in Asien ein König, mit Namen Midas. Der halte irgend einem seiner Götter einen Gefallen gethan. Und zur Belohnung versprach ihm der Gott, er wolle ihm einen Wunsch, und zwar, welchen er wolle, gewähren. Der listige König, nicht faul, denkt: wart, dich will ich beim Wort nehmen, und machen, daß ich nicht übel fahre. Da wünscht er denn keck von der Leber weg, daß alles, was er anrühre, Gold werde. Er brach einen Ast vom Baum; und er war Gold, mit seinen Blättern und Aepfeln; er hob einen Stein vom Boden auf, und er war Gold; er brach Aehren ab vom nahen Kornfelde, und sie waren Gold. O Entzücken! o Wonne! Er eilte, was er eilen konnte in seine Hauptstadt, um des vielen, des unendlichen Goldes zu genießen, das er nun mit seinen eigenen Händen schaffen konnte. Müd und hungrig kam er in seinen Palast. Man trug ihm das Essen auf, herrliche Speisen, deren Dampf lieblich duftete. Er ergriff ein Stück des feinsten Brodes, aber es war Gold; ein Stück des duftigsten Bratens, und ach! es war auch Gold! Nun merkte der thörichte König erst, daß der Mensch nicht vom Golde allein lebt, und in der Angst seines Herzens bat er den Gott gar inniglich, sein gefährliches Geschenk wieder zurückzunehmen.

Gold und Gold und aber Gold,
Dir bin ich von Herzen hold.
Also spricht wohl mancher Thor,
Der den Schatz heraufbeschwor,
Und ihn greift mit beiden Händen
Um sein Glück wohl zu vollenden.
Der Mensch lebt nicht von Gold allein
Und nicht von Silberthalern.
Das ruf' ich euch in's Herz hinein,
Euch übernächt'gen Prahlern.
Geht hin, geht hin und suchet Gold,
Doch dient der Hölle nicht um Sold.
Aber was wir bald gewonnen,
Ist auch schnell dahin zerronnen,
Und damit des Herzens Ruh.
Fort ist Haus- und Seelenfrieden,
Und was Schönes uns beschieden,
Gar leicht fährt's der Hölle zu.

## Einiges vom großen Freischießen in Aarau,

vom 1. bis 8. Brachmonat 1849.

Nur Weniges und Uebersichtliches gestattet uns der beschränkte Raum über das in jeder Hinsicht gelungene großartige Fest zu berichten, dessen Andenken in allen Besuchern unauslöschlich fortleben wird.

Von schweizerischen Regierungen, von Schützengesellschaften und Privatpersonen wurden eine Menge Ehrengaben geschenkt, und zwar giengen ein:

1) Für die Scheibe „Vaterland" 158 Ehrengaben, im Gesammtwerthe von Schw. Fr. 23,087

2) Für die Scheibe „Kunst und Fleiß" 141 Ehrengaben, im Gesammtwerthe von . . . „ 6,681½

Zusammen Schw. Fr. 29,768½

Unter den Gebern bemerken wir mit Vergnügen Schweizer beinahe aus allen Welttheilen, welche, obwohl in der weiten Ferne angesessen, ihre vaterländische Gesinnung durch ein Geschenk beurkundeten. So finden wir z. B. eine Gabe von Fr. 630 von Schweizern in Fernambuco, ferner ein Geschenk von Fr. 256 von sechs in Calcuta angesiedelten Schweizern, sodann auch Ehrengaben von Schweizern in Venedig, Bergamo, Turin, Corfu, Bradfort (Yorkshire) u. s. f.

Der Schießplan weist eine Gesammtsumme für Ehrengaben, Geldgaben und Prämien aus von Schw. Fr. 61,777.

Doppel wurden im Ganzen gelöst:
Auf den Stichscheiben 2299.
Auf der Punktscheibe 2334.

Schießmarken waren bis Sonntag 8. Juli, Vormittag 10 Uhr, abgesetzt: 224,000 Stück.

Ueber den zahlreichen Besuch des Festes geben auch folgende Angaben ein nicht uninteressantes Belege:

In der Speisehütte

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| aßen am | 1. Juli | gegen | 2400 | Personen. |
| „ „ | 2. „ | ungefähr | 1300 | „ |
| „ „ | 3. „ | | 1200 | „ |
| „ „ | 4. „ | über | 2300 | „ |
| „ „ | 5. „ | | 1617 | „ |
| „ „ | 6. „ | | 1700 | „ |
| „ „ | 7. „ | | 1300 | „ |

Zwanzig Nummern haben geschossen, und dafür erhalten je eine Prämie von 10 Fr. und einen silbernen Becher:

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Am Sonntage | 1. Juli, | Nachmittag | — 7 | Schützen. |
| „ Montage | 2. „ | „ | — 26 | „ |
| „ Dienstage | 3. „ | „ | — 26 | „ |
| „ Mittwoch | 4. „ | „ | — 22 | „ |
| „ Donnstag | 5. „ | „ | — 10 | „ |
| „ Freitag | 6. „ | „ | — 21 | „ |
| „ Samstag | 7. „ | „ | — 21 | „ |
| „ Sonntag | 8. „ | Vormittag | — 5 | „ |

Auf den Kehrscheiben wurden im Ganzen 143 Nummernbecher herausgeschossen. Kehrscheiben-Prämien für die meisten Nummern erhielten:

1) Hr. Bänziger-Trümpi, von St. Gallen, mit 328 Nummern.
2) „ J. J. Bänziger, in Wald (Appenzell), mit 301 Nummern.
3) „ J. J. Egger, in Aarwangen (Bern), mit 245 Nummern.
4) „ August Grether, von Pont-de-Martel (Neuenburg), mit 209 Nummern.
5) „ Lord Vernon, in Genf, mit 139 Nrn.
6) „ Louis Bourquin, in Lenzburg, mit 79 Nummern.
7) „ David Kuhn, in Basel, mit 65 Nrn.
8) „ J. J. Straßler, in Eglisau, mit 59 Nrn.
9) „ Alfons Genense, v. St.-Croix (Waadt) mit 45 Nummern.
10) „ Straßburger, Schullehrer in Emmishofen (Thurgau), mit 42 Nummern.

Auf den sieben Stichscheiben haben sieben Nummern geschossen 2 Schützen; sechs Nummern 19; fünf Nummern 98; vier Nummern 176 Schützen. Davon erhielten Prämien:

Hr. Joh. Jak. Bänziger, in Wald (Appenzell), für 7 Nummern, mit 3046 Theilern.
„ J. Bär, Landwirth in Männedorf, für 7 Nummern, mit 4160 Theilern.
„ L. Stadler, Schützenmeister in Luzern, für 6 Nummern, mit 2984 Theilern.
„ L. Th. Racine, Uhrenmacher in Chaux-de-fonds, für 6 Nummern, mit 3167 Theilern.

Die drei ersten Preise in jeder der sieben Stichscheiben wurden folgenden Schützen zu Theil:

## Vaterland.

1) Hr. Joh. Suter, Landwirth in Horgen — Fr. 800.
2) „ Konrad Stocker, Bärenwirth in Horgen — Fr. 700.
3) „ Ludwig Bohnenblust, Kaufmann in Aarburg — Fr. 616.

## Freiheit.

1) Hr. Frz. Stocker, Pfister in Zug — Fr. 350.
2) „ David Martin, Schützenmeister in Glarus — Fr. 200.
3) „ Joh. Buholzer, Zeugwart in Luzern — Fr. 140.

### Jubelweihe.

1) Hr. Bapt. Margna, von Landerenca, Kanton Graubünden — Fr. 350.
2) „ Adam Eigensatz, Sternenwirth in Zug — Fr. 200.
3) „ Joh. Heinr. Dellenbach, in Langenthal — Fr. 140.

### Versöhnung.

1) Hr. Pierre Daniel Cortezi, in Granget-Dompierre, Canton Waadt — Fr. 350.
2) „ Joh. Sturzenegger, Weber in Reuti (Kanton Appenzell) — Fr. 200.
3) „ Christ. Lequereux, Buchhändler in Chaux-de-fonds — Fr. 140.

### Neuer Schweizerbund.

1) Hr. W. Wydler, Apotheker in Aarau — Fr. 350.
2) „ Adrian Fehr, in Rüschlikon, Kanton Zürich — Fr. 200.
3) „ Joh. Kohler, Schützenhauptmann in Herisau — Fr. 140.

### Heldenkraft.

1) Hr. Jakob Salzmann, Bezirksrichter in Wiedikon — Fr. 350.
2) „ August Spalinger, in Aubonne — Fr. 200.
3) „ Jos. Georg Mattmann, in Kienz — Fr. 140.

### Kunst und Fleiß.

1) Hr. Adolf Plüß, Fabrikant in Morgenthal — Fr. 350.
2) „ Sylvan Lüpold, Uhrenmacher in Locle — Fr. 192.
3) „ Heinrich Wunderlin, Landwirth in Meilen — Fr. 140.

## Der Muttertraum.

Die Mutter an der Wiege ihres Kindes.

Da lyt es jetz, das Schmerzeschind
Im warme Bettli, sanft und lind,
Und schlaft, und d'Schmerze sy vergange,
Me dänkt scho längste nid meh dra.
Mys Chindli ist mys höchst Verlange,
Mit süeßer Liebi lueg' is a.

Jetz deckts no wohl sys Dech'li zue;
Doch bald ist d's Dech'li nit meh gnue,
Es mueß es Chinderöckli zueche,
Me leit im neui Schüeli a;
Jetz faht es d's Lauffe-n-a versueche,
Und gly druf mueß es Hösli ha.

Und d'Schulzyt chunt, die Chinderplag,
Me g'hört bald hie, bald dert e Chlag:
„Dy Bueb het mer mys Büebli g'schlage,
„Er lehrt nit gnue, er lärmt und schreit,
„Er thut die chlyne Meitschi plage,
„Und het bald das, bald das zerheit."

So tröst di Gott! S'sy d'Sücheljahr,
Si flieh vorbi, no hurti zwar!
D's Turniere faht ihm a verleide,
Und d'Geisle het er dänne tha;
Er wird vernünftig, lehrt mit Freude,
Und d'Muetter luegt er fründli a.

Jetz geit er us der Eltre Huus
Und wanderet i d'Frömdi uus.
Ach Gott! Wenn i a-n-Abscheid denke,
Wie wird mer Herz und Aug so voll!
Der Herr well' ihm sy Seege schenke,
Und thüi' er numme wi-n-er soll!

Und chunt er einisch wieder hei,
So schön und groß, so frank und frei,
Wer wird a d's chlopfed Herz ne drükke,
Wer findt vor Thräne de kei Grueß?
Und wer betrachtet mit Entzükke
Der Suhn de wohl vom Chopf zum Fueß?

Jetz isch er scho ne g'machte Ma —
Herr je! wie g'schwind cha d'Zyt verga!
Jetz mueß i scho a Drossel sinne;
Er het mängs Chöpfli fast verrückt,
Er ist i mängem Herzli inne,
Und mengi Mutter ist etzückt.

Und fertig steit sys Brütli da,
Der Zug soll scho i d'Chilche ga.
Der Pfarrer — — Jetz isch er erwachet;
Du chlyne Lekker, soll di nä?
Wottsch öbbe drinke? ja, er lachet —
Ach! potz! es het es Chrämli gä!